

2. Der alltägliche Suizid ab 1941

Nach dem zeitlich und inhaltlich orientierenden Überblick über das Gesamtphänomen soll im folgenden Kapitel anhand von Einzelbeispielen, Statistiken und Berichten aus der NS-Zeit eine vertiefende Darstellung vorgenommen werden. Begleitend werden Abläufe, Vorbedingungen, Situationen und mögliche Konsequenzen beschrieben, die mit ihren individuellen wie auch allgemeingültigen Mustern für eine nachgeordnete Diskussion und Einordnung in historiografische Deutungskategorien herangezogen werden können.

Wie zuvor dargelegt, muss beim Blick auf das Suizidgeschehen zwischen verschiedenen Phasen unterschieden werden. Der Fokus der Betrachtungen liegt in der Folge auf dem situativen Kontext ab dem Jahr 1941, und hier genauer ab Beginn der Deportationen. Vorher sollen die Selbsttötungen ab 1933 bis zu diesem Zeitpunkt schlaglichtartig beschrieben werden.

2.1 Schlaglichter: Die frühen Suizide bis 1941

Anders als nach dem Beginn der Deportationen Ende 1941, als diese den Menschen zunächst noch per Bescheid angekündigt wurde – was von da an die häufigste Ursache für die Suizide darstellte – gab es in den Jahren zuvor selbstverständlich nicht den einen Auslöser für einen Verfolgungssuizid. Neben Schikanen im lokalen und privaten Umfeld, die über alle Jahre der NS-Zeit stattfanden, sind zahlreiche Selbsttötungen ebenso belegt, die in direktem Zusammenhang stehen mit den Berufsverboten (ab 1933), mit den Pogromen im November 1938, der Verpflichtung zu den Zwangsvornamen Sara und Israel (ab Januar 1939) oder der öffentlichen Kennzeichnungspflicht durch den gelben Stern ab September 1941.

Bevor auf die Zeit der Deportationen – und damit auf die Zeit, in der die Suizide spätestens zu einem alltäglichen Phänomen avancierten – eingegangen wird, werden hier schlaglichtartig einige der früheren Selbsttötungen aufgeführt. Deren Zusammenhang mit den Eskalationsstufen der NS-Verfolgungspolitik ist gut belegt und somit geht es neben der Würdigung der Einzelschicksale hierbei vor allem um die Darstellung von Suiziden aus Protest oder nach Schikane (siehe 1. und 2. der Kontextsuizide), die sich ab 1933 unter einer noch anderen Bedrohungslage ereigneten.

Schlaglicht: April 1933

Die Suizide ab 1933 bis zum Beginn der reichsweiten Deportationen im Oktober 1941 erfolgten in den zuvor beschriebenen Phasen, die von sozialer und physischer

Bedrohung gekennzeichnet waren. In dieser Zeit wurde der „soziale Tod“ der jüdischen Bürger seitens der Verfolger und der Mehrheitsgesellschaft vorangetrieben, der nach Marion Kaplan eine essentielle Grundbedingung für die später folgenden Deportationen in Vernichtungslager darstellte: Der „soziale Tod war die Voraussetzung für Deportation und Völkermord.“⁷² Der politische Umbruch zu Beginn des Jahres 1933 rief eine Vielzahl an Umwälzungen und Reaktionen auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Zusammenlebens hervor. Zu den tiefgreifenden gehörten dabei die zahllosen „Säuberungen“ von Vorständen in Vereinen, Verbänden, wissenschaftlichen Vereinigungen und anderen Organisationen über alle wirtschaftlichen und kulturellen Bereiche hinweg. Oft noch vor der gesetzlichen Anordnung, im Sinne einer vorauseilenden Selbstgleichschaltung, wurden jüdische Mitglieder per Anordnung der Vorsitzenden oder per Mehrheitsbeschluss aus den unterschiedlichsten Organisationen entfernt.

Dies betraf auch den 31-jährigen Fritz Rosenfelder, der im Turnverein Cannstatt als Übungsleiter und finanzieller Förderer aktiv war. Die Deutsche Turnerschaft hatte eine Satzungsänderung vorbereitet, der zufolge jüdische Mitglieder aus allen Turnvereinen ausgeschlossen werden sollten. Rosenfelder, der im Vorfeld darüber unterrichtet war, erschoss sich am 6. April 1933 und hinterließ einen Abschiedsbrief:

Ihr lieben Freunde! Hierdurch mein letztes Lebewohl! Ein deutscher Jude konnte es nicht über sich bringen, zu leben in dem Bewußtsein, von der Bewegung, von der das nationale Deutschland die Rettung erhofft, als Vaterlandsverräter betrachtet zu werden! Ich gehe ohne Haß und Groll. Ein inniger Wunsch beseelt mich – möge in Bälde die Vernunft Einkehr halten! Da mir bis dahin überhaupt keine – meinem Empfinden entsprechende – Tätigkeit möglich ist, versuche ich durch meinen Freitod meine christlichen Freunde aufzurütteln. Wie es in uns deutschen Juden aussieht, mögt ihr aus meinem Schritt ersehen. Wieviel lieber hätte ich mein Leben für mein Vaterland gegeben! Trauert nicht, sondern versucht aufzuklären und der Wahrheit zum Siege zu verhelfen. So erweist Ihr mir die größte Ehre! Euer Fritz.⁷³

Der Suizid Rosenfelders kann aufgrund der begleitenden Umstände als Protestsuizid eingeordnet werden. Nach der persönlichen Zurücksetzung und Verletztheit verbreitete Rosenfelder damit die Intention, aufzurütteln. Die bewusste Weiterleitung des Abschiedsbriefes an die Jüdische Rundschau zum Zwecke der Veröffentlichung

⁷² Kaplan, Marion, Macht Glück glücklich? Jüdische Frauen im Untergrund 1942–1945, in: *L'homme. Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*, Bd. 10, 214–236 (1999), 2, S. 215.

⁷³ Zit. nach Gruner, Wolf (Bearb.), *Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933–1945 (VEJ)*, Band 1, Deutsches Reich 1933–1937, München 2008, Dok. 36, S. 142. Im Dokument, das an die Jüdische Rundschau geschickt wurde, die den Brief abdruckte, ist der Vorname am Ende auf Wunsch der Familie ausgelassen.

chung – die auch erfolgte – stützt hier mit der Herstellung von Öffentlichkeit die Funktion des politischen Protests.⁷⁴

Einen Tag nach dem Suizid Rosenfelders wurde das „Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums“ erlassen und in der Folge mehr als 5.000 Staatsdiener zumeist aufgrund ihrer „nichtarischen“ Abstammung entlassen. Viele, deren berufliche Existenz und damit auch gesellschaftliche Anerkennung damit auf einen Schlag oder spätestens (mit den Ausnahmen für Frontkämpfer) 1935 endete, verkrafteten diesen brutalen Einschnitt nicht. Der Leiter des Rostocker Zahnmedizinischen Instituts, Dr. Hans Moral (1885–1933), nahm sich im August 1933 das Leben, nachdem er von der Universität entlassen worden war. Schon am 14. April, kurz nach dem Gesetz, hatte er einen Abschiedsbrief an den Rektor der Universität adressiert:

Magnifizienz! Das neue Beamtengesetz stößt mich in eine zweite Klasse von Menschen. Darin liegt eine Ehrabschneidung, die ich nicht ertragen kann. Ich habe durch 20 Jahre meine Pflicht an der Universität getan und habe mir nichts zu Schulden kommen lassen. Einen Dank für diese Tätigkeit verlange ich nicht, aber ich habe es auch nicht verdient, dass ich entehrt werde. Zugleich mit meinem Amt verliere ich aber auch meine Existenzmöglichkeit, sodass mir in der Tat nichts anders bleibt, als aus dem Leben zu gehen.⁷⁵

Michael Grüttner und Sven Kinas haben 2007 mit eindrucksvoller Akribie die Schicksale der entlassenen Hochschullehrer in Deutschland dokumentiert – und damit auch, soweit möglich, unmittelbare Reaktionen wie zum Beispiel Suizide.⁷⁶ Im Rahmen der Dokumentation stellte sich heraus, dass sich fast genauso viele Hochschullehrer das Leben nahmen wie ermordet wurden (36 vs. 38).⁷⁷

74 Eindeutige politische Protestsuizide sind relativ selten, eine Ausnahme ist die öffentliche Aktion des deutschen Regisseurs Stefan Lux, der von einem Berufsverbot betroffen war: Am 3. Juli 1936 tötete er sich in der Versammlungshalle der Vereinten Nationen in Genf in Anwesenheit von Journalisten, um auf die Judenverfolgung in Deutschland aufmerksam zu machen. Vgl. Gilbert, Martin, *The Holocaust. The jewish tragedy*, London 1986, S. 53.

75 Zit. nach Schwanewede, Heinrich von, Hans Moral (1885–1933) – Leben, Wirken und Schicksal eines bedeutenden Vertreters der Zahnheilkunde, in: Boeck, Gisela und Lammel, Hans-Uwe (Hrsg.), *Die Universität Rostock in den Jahren 1933–1945, Referate der interdisziplinären Ringvorlesung des Arbeitskreises „Rostocker Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte“ im Sommersemester 2011*, S. 25–44, hier: S. 39.

76 Grüttner, Michael und Kinas, Sven, *Die Vertreibung von Wissenschaftlern aus den deutschen Universitäten 1933–1945*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 55 (2007), 1, S. 123–186 und aktueller Kinas, Sven, *Massenentlassungen und Emigration*, in: *Die Berliner Universität zwischen den Weltkriegen 1918–1945, (= Geschichte der Universität Unter den Linden, Band 2)*, hrsg. von v. Tenorth, Heinz-Elmar und Grüttner, Michael, Berlin 2015, S. 325–404.

77 Vgl. Grüttner und Kinas, *Die Vertreibung von Wissenschaftlern*, S. 143.

Nur wenige Tage vor dem eingangs erwähnten Suizid Fritz Rosenfelders waren am 1. April 1933 jüdische Geschäfte, Anwaltskanzleien und Arztpraxen reichsweit boykottiert, teilweise beschädigt oder mit Farbe beschmiert worden. Der 25-jährige Hans-Walter Bettmann arbeitete als Gerichtsassessor am Amtsgericht Heidelberg. Er erlebte den Boykott und die Hetzparolen an der väterlichen Arztpraxis, zudem wurde ihm am selben Tag mitgeteilt, dass er seine berufliche Laufbahn aus „rassischen“ Gründen nicht weiter fortsetzen können. Hans-Walter Bettmann nahm sich daraufhin noch am 1. April das Leben.⁷⁸

Bereits 1975 hatte Lucy Davidowicz eine Zahl von 350 Suiziden zwischen 1932 und 1934 genannt, begangen von Juden, „die ihre gesamte Existenz auf ihre Identität mit Deutschland aufgebaut hatten“.⁷⁹ Damit trifft sie vermutlich einen Kern bei der Frage, was viele Juden so schnell so radikal handeln ließ. Für diejenigen, die in ihrem Leben bis dahin viel für eine möglichst erfolgreiche Assimilation geopfert hatten, saß der Schlag noch tiefer, der mit den ersten entwürdigenden und entehrenden Maßnahmen einherging.

Wolf Gruner fasst diese aggressiv vorangetriebene Polarisierung kurz nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten treffend zusammen: „Binnen weniger Monate wurden aus deutschen Juden oder aus Deutschen, die sich kaum noch ihrer jüdischen Wurzeln erinnerten, wieder Juden.“⁸⁰

Wie erwähnt, kam es auch schon 1933 zu physischen Übergriffen, die im Zusammenhang mit weiteren Schikanen zum Auslöser für einige Suizide wurden. Der Arzt Hans Haustein (1894–1933) zum Beispiel führte eine Praxis am Kurfürstendamm in Berlin. Infolge einer Verordnung aus dem April 1933 verlor er seine kassenärztliche Zulassung, im Juli wurde er zusammen mit anderen Ärzten verhaftet und misshandelt. Als er am 12. November 1933 erneut verhaftet werden sollte, nahm er sich mit Zyankali das Leben.⁸¹

Ein Suizid als politischer Protest, der in all seiner Symbolik herausragt, ereignete sich im Jahr 1936. Stefan Lux (1887–1936), Jurist und nach dem Weltkrieg Filmschaffender in Berlin und zuletzt Prag, erschoss sich am 3. Juli während einer Ge-

78 Seine Eltern beschlossen nach Jahren der Ausgrenzung, in die USA zu emigrieren. Der Dermatologe Siegfried Bettmann (geb. 1869) verstarb am 19. Oktober 1939 auf der „Zwischenstation“ in der Schweiz (Zürich). Vgl. zur Familie Bettmann die Dokumentation aus dem Heidelberger Stolpersteine-Projekt, http://www.stolpersteine-heidelberg.de/mediapool/63/638182/data/2014/2014_Familie_Bettmann.pdf [20.03.2023].

79 Vgl. Davidowicz, Lucy S., *Der Krieg gegen die Juden 1933–1945*, München 1975, S. 162.

80 Gruner, VEJ, S. 41.

81 Vgl. Klimpe, Volker, *Ärzte-Tode: Unnatürliches und gewaltsames Ableben in neun Kapiteln und einem biographischen Anhang*, 2005, hier S. 18–20 sowie den Eintrag zu Hans Haustein bei Schwoch, Rebecca (Hrsg.), *Berliner jüdische Kassenärzte und ihr Schicksal im Nationalsozialismus*, Berlin, Teetz 2009.

neralversammlung des Völkerbundes in Genf. Er hatte sich mittels einer Presseakkreditierung Zugang verschafft und mit der Tat ein warnendes Fanal gegen Hitlers antijüdische Politik gesetzt. Obwohl die Aktion breite zeitgenössische Rezeption fand und Lux darüber hinaus Briefe an führende Politiker vorbereitet hatte, fehlte es bis zuletzt an Dokumentationen zu seiner Geschichte und Beweggründen.⁸²

In Deutschland wurde politischer Protest weniger öffentlichkeitswirksam vorgetragen und findet sich eher in schriftlich niedergelegten Motiven im Zusammenhang mit einzelnen Selbsttötungen. Der Suizid Fritz Rosenfelders sticht hier hervor – zumeist vermischt sich der artikulierte Protest in Abschiedsbriefen mit den Verweisen auf die persönliche Situation, die häufig von beruflicher und sozialer Zurücksetzung sowie Ehrverletzungen geprägt war. Ganz unabhängig davon, ob die Taten im Stillen oder eher öffentlich vollzogen wurden: mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten begann ab 1933 in Deutschland die Phase der Verfolgungssuizide. Mit dem Wissen um den Suizid als ein Alltagsphänomen ab Beginn der Deportationen 1941 mögen die in der Frühphase des Nationalsozialismus begangenen Suizide als Einzelfälle erscheinen. In der Zeit selbst wurde dies anders aufgefasst und die Motive im Zusammenhang mit den Eskalationsstufen der Repressionen durchaus registriert. So zum Beispiel in der Praxis der jüdischen Ärztin Hertha Nathorff (1895–1993).⁸³ In ihrem Tagebuch finden sich hierzu einige Einträge. So schreibt sie dort bereits zum Jahresbeginn 1935, dass sie schon einige Selbstmorde gesehen habe und die Patienten sie um Rezepte für Veronal bitten würden.⁸⁴ Und im September 1935 notiert sie:

Ein Opfer der Nürnberger Gesetze! Ein armes Mädels, nichts hatte sie als die Liebe zu dem arischen Mann, und er zu ihr – und nun sollte diese Beziehung abgebrochen werden – da hat sie Veronal genommen. Und solche Fälle passieren alle Tage.⁸⁵

Drei Monate später schildert sie einen ähnlichen Fall und äußert dabei auch ihre Hilflosigkeit:

82 Die Aktion wurde nach 1945 immer wieder einmal sporadisch erwähnt. Dass die Geschichte um Stefan Lux lange im Dunkeln blieb, lag wohl zuerst an der schlechten Quellenlage. Zuletzt hat Rüdiger Stempel das erste Buch im deutschsprachigen Raum verfasst, das sich mit dem Leben und der Tat, angereichert mit fiktiven Elementen, befasst. Vgl. Stempel, Rüdiger, Lux – Gegen den Nationalsozialismus und die Lethargie der Welt, Hamburg 2020.

83 Zur Biografie Hertha Nathorffs siehe Schwach, Berliner jüdische Kassenärzte, S. 643 ff.

84 Vgl. Tagebucheintrag Hertha Nathorff vom 3. Januar 1935, in: Benz, Wolfgang (Hrsg.), Das Tagebuch der Hertha Nathorff. Berlin – New York. Aufzeichnungen 1933 bis 1945. Frankfurt/M. 1988. S. 67.

85 Eintrag vom September 1935 (ohne Tagesangabe), in: Benz, Das Tagebuch der Hertha Nathorff.

Frl. G. in der Sprechstunde, völlig gebrochen, [...]. Sie darf als Künstlerin nicht mehr arbeiten, sie muß ihren Freund, einen höheren Offizier, aufgeben. Sie will irgend etwas, „Schluß zu machen“. „Ich kann nicht mehr leben“, das ist ihr einziges, jammervolles Stöhnen. Was soll ich nur machen? Ich kann meinen Patienten nicht mehr helfen, das ist lebendiger Tod für mich selbst.⁸⁶

Im Mai 1936 thematisiert sie einen grundsätzlichen Konflikt:

Ich verstehe sehr gut, daß immer mehr Selbstmorde passieren. ‚Ehrendvoll sterben ist besser als hier zu leben‘. Aber – ist es ehrendvoll, vor dem Lumpen- und Diebsgesindel hier die Waffen zu strecken?⁸⁷

Damit trifft Hertha Nathorff in der Frage nach der zeitgenössischen Bewertung des Suizids als Reaktion auf die NS-Repressalien einen Kern: Sie äußert Verständnis auf der einen Seite, Zweifel auf der anderen – und beides gleichermaßen vor den Motiven eines Ehr- oder Würdebegriffs.

Die Jüdische Gemeinde Berlin, beunruhigt über die zahlreichen Selbsttötungen, ließ 1937 einen Bericht über die Situation in Berlin anfertigen. Diesem zufolge lag die Suizidrate unter den jüdischen Berlinern in den Jahren 1924–1926 bei 50,4/100.000 und für die Jahre 1932–1934 bei 70,2/100.000. Eine Veröffentlichung des Berichts wurde von der Gestapo untersagt, die Schlüsse hieraus galten als zu heikel.⁸⁸

Schlaglicht: Ende 1938

Nach einigen Schritten der Verschärfung und Konsolidierung der NS-Repressionspolitik nach 1933, hier vor allem der Rassendefinition durch die Nürnberger Gesetze 1935, erfolgte eine weitere Eskalationsstufe im Jahr 1938. Paul Sauer hatte bereits in seiner Dokumentation für Baden-Württemberg Ende der 1960er Jahre hierauf aufmerksam gemacht. Auch wenn damals bereits 103 Suizide bis 1939 für Baden-Württemberg registriert waren, ging Sauer von wesentlich höheren Zahlen aus. Von den 103 dokumentierten Selbsttötungen hatten sich allein 61 in den Jahren 1938 und 1939 ereignet.⁸⁹ Vor allem die Novemberpogrome mit begleitenden

⁸⁶ Eintrag vom 4. Dezember 1935, in: ebd., S. 77.

⁸⁷ Eintrag vom 13. Mai 1936, in: ebd., S. 81. Zahlreiche weitere Anmerkungen zum Aufkommen der Suizide finden sich beispielsweise auch in den Tagebüchern von Victor Klemperer und bei Jochen Klepper, der sich selbst im Dezember 1942 mit seiner Familie das Leben nahm. Vgl. Klemperer, Victor, *Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945*, 11. Auflage, Berlin 1999; Klepper, Jochen, *Unter dem Schatten Deiner Flügel*. Aus den Tagebüchern der Jahre 1932–1942, hrsg. von Hildegard Klepper, Stuttgart 1956.

⁸⁸ Vgl. Goeschel, *Selbstmord im Dritten Reich*, S. 155.

⁸⁹ Vgl. Sauer, *Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs*, S. 264.

Morden, schweren körperlichen Angriffen, Zerstörung und Brandschatzung sowie der Verhaftung und Verschleppung von Tausenden zumeist Männern in Konzentrationslager markierten einen entscheidenden Wendepunkt. Die Bedrohung von Leib und Leben und die Erfahrung der Gewaltausbrüche hatte eine andere, weit aus eruptivere, Qualität als die gesetzlichen und beruflichen Entrechtungen in den Jahren zuvor.⁹⁰ Ein Großteil der bis dahin noch Unentschlossenen setzte in der Folge auf die Emigration. Bis Mai 1939 war zum Beispiel mehr als die Hälfte der jüdischen Bevölkerung Berlins emigriert.⁹¹

Für viele Betroffene war diese Gewalterfahrung eine Zäsur, die in der Folge zu einer weiteren Emigrationswelle sowie unmittelbar auch zu Suiziden führte. Noch schwieriger zu rekonstruieren sind Todesfälle rund um die Pogrome, die aus heutiger Sicht schwerlich als „natürliche“ Todesfälle betrachtet werden können.⁹² Wie viele Menschen in direkter Folge nervlicher Zerrüttung – zum Beispiel an hiermit einhergehenden Herzproblemen – starben, die von den gewaltsamen Ereignissen ausgelöst oder entscheidend verstärkt wurden, lässt sich kaum bestimmen. Goeschel stellt fest: „Auch wenn sie die Pogromnacht überlebt hatten – viele Juden waren danach nie wieder dieselben wie zuvor.“⁹³

Das Düsseldorfer Projekt „Die Toten des Pogroms 1938“ beispielsweise hat sich diese Fragen explizit zur Aufgabe gemacht und im Zuge der Recherchen allein für das Gebiet des heutigen Nordrhein-Westfalen 131 Todesfälle dokumentiert, die im direkten Zusammenhang mit den Pogromen stehen. Durch vertiefende und klar abgegrenzte Recherchen, hier: zeitlich und regional, ist es gelungen, Biografien und Todesumstände der 131 ermittelten Opfer detailliert abzubilden. Demnach wurden

- zehn Menschen direkt getötet (erschossen, erstochen oder ertränkt),
- 47 Menschen starben an den Folgen und Spätfolgen der Misshandlungen in der Pogromnacht,

90 Dies bedeutete nicht zwangsläufig höhere Suizid-Zahlen. So war zum Beispiel der Approbationsentzug für jüdische Ärzte für diese Gruppe der gravierendere Einschnitt mit mehr Suiziden als Reaktion. Mehr zum Approbationsentzug im Punkt zu verfolgten Ärzten.

91 Von 160.564 Glaubensjuden waren laut Behörden noch 78.713 jüdische Einwohnerinnen und Einwohner in Berlin, inklusive der als „Rassejuden“ bezeichneten. Vgl. Gruner, Wolf, Die Reichshauptstadt und die Verfolgung der Berliner Juden 1933–1945, in: Rürup, Reinhard (Hrsg.), Jüdische Geschichte in Berlin, Bd. 2: Essays und Studien, Berlin 1995, S. 229–266, hier S. 256.

92 So kommentierte auch Paul Sauer schon 1969 in seiner Dokumentation: „Mancher natürlich erscheinende Todesfall war, auch wenn der Nachweis einer direkten Verfolgungseinwirkung nicht erbracht werden konnte und kann, verfolgungsbedingt.“ Sauer, Die Schicksale der jüdischen Bürger Baden-Württembergs, S. 258.

93 Goeschel, Selbstmord im Dritten Reich, S. 158.

- 33 der verhafteten Männer starben in den Konzentrationslagern Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen oder an den Spätfolgen der KZ-Haft,
- 41 Männer und Frauen begingen „angesichts der offenen Gewalt und der Erfahrung ihrer Schutzlosigkeit in und nach der Pogromnacht aus Verzweiflung Suizid“.⁹⁴

Die Ergebnisse der Düsseldorfer Forschungsarbeiten zeigen eindrücklich, wie viele Erkenntnisse – vor allem vertiefende, über eine reine Zählung hinausgehende – noch heute rund um Ereignisse gewonnen werden können, die mithin als bereits gut aufgearbeitet gelten. Andere regionale Forschungen mit ähnlichem Zuschnitt können dazu beitragen, das Gesamtbild weiter zu schärfen.

Auch für Österreich, und hier insbesondere Wien, werden abrupt steigende Suizidzahlen immer wieder berichtet. So entluden sich die Ängste vieler jüdischer Bürger vor den Maßnahmen, die man über Jahre aus dem Deutschen Reich kannte, als Wehrmacht, Polizei- und SS-Einheiten ab dem 12. März 1938 die Kontrolle übernahmen: in der Folge nahmen sich allein in Wien bis Ende Juni 290 Juden das Leben. Nach einer zwischenzeitlichen Beruhigung der Situation sind für die Wochen nach den Pogromen am Ende des Jahres noch einmal 81 Suizide dokumentiert.⁹⁵

Gemäß der zuvor benannten Hauptphasen handelte es sich bei den hier vorgestellten Suiziden ab 1933 um Fälle aus der dominant-sozialen (1933–1937) und dominant-physischen Bedrohungsphase (1938–1941), in denen Suizide aus Protest und nach Schikanen mehrheitlich den prägenden Kontext darstellten. Die Prävalenz des Suizids bewegte sich dabei entlang der politischen Maßnahmen (z. B. Gesetzeserlasse), der beruflichen Herabsetzung (z. B. Berufsverbote) sowie der persönlichen Bedrohungs- und Gewalterfahrungen (z. B. Verhaftungen, Novemberpogrome), die zugleich als die oftmals finalen Auslöser für die Taten identifiziert werden können. Eine allgemeine Hoffnungslosigkeit hatte sich noch nicht bei allen deutschen Jüdinnen und Juden durchgesetzt, was sich bald änderte.

Inge Deutschkron (1922–2022) erinnerte sich an ein Gespräch ihrer Mutter mit der Frau des Rechtsanwalts Hans Julius Oppenheimer, der nicht mehr arbeiten durfte: „Frau Oppenheimer sprach ganz offen und ungeniert davon, dass sie im Begriff wären, sich das Leben zu nehmen. [...] Meine Mutter drückte ihr Entsetzen

⁹⁴ Zahlen und zit, nach: Fleermann, Bastian u. a., Gedenkbuch für die Toten des Pogroms 1938 auf dem Gebiet des heutigen Bundeslandes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf 2019, S. 240 f. Dank an Immo Schatzschneider für seine schriftlichen Auskünfte zum Thema.

⁹⁵ Vgl. Schellenbacher, Wolfgang, From Exclusion, Deprivation and Persecution to Suicide: Analyzing Data on Suicides of Jews in Vienna, 1938–1945, in: S.I.M.O.N. – Shoah: Intervention. Methods. Documentation. 9 (2022), 1, S. 94–108, hier S. 97, S. 101.

darüber aus und meinte, noch gäbe es keine Beweise für eine Verschlechterung der Lage der Juden. [...] Später, als man schon mehr über die KZs wusste, war auch meine Mutter bereit zuzugeben, dass die Oppenheimers sich viel erspart hätten.“⁹⁶

Der Weg zum Massenphänomen

Stellte der Suizid in den ersten beiden Phasen der dominant-sozialen und dominant-physischen Bedrohung immer noch eine Reaktion unter mehreren auf die NS-Repressionen dar, so änderte sich dies ab dem Herbst 1941 grundlegend. Nach der öffentlichen Demütigung durch die „Kennzeichnung“ in Form des verpflichtenden Sterns im September folgte im Oktober 1941 das Ausreiseverbot für Juden, mit dem sich die letzten Hoffnungen auf eine Rettung ins Ausland zerschlugen. Im selben Monat begannen reichsweit die Deportationen, die die bisher erfahrene Bedrohung nun endgültig zu einer existentiellen werden ließ.

Für die Daheimgebliebenen – im Oktober 1941 noch reichsweit etwa 164.000⁹⁷ als Juden definierte Deutsche – existierten fortan nur noch drei äußerst entbehrensreiche Möglichkeiten, sich dem Zugriff der Nationalsozialisten zu entziehen: 1.) der Versuch, unbeobachtet über die „grüne Grenze“ in die neutrale Schweiz zu gelangen, 2.) das „Abtauchen“ in die sogenannte Illegalität und 3.), in Anbetracht der Aussichtslosigkeit der Lage, seinem Leben selbst ein Ende zu bereiten. Für viele der zumeist älteren Daheimgebliebenen blieb oftmals nur diese letzte Option. Der Erhalt der Deportationsbescheide und damit das Ende aller Hoffnungen, doch noch einmal zurückgestellt oder weiterhin verschont zu bleiben, geht aus den Quellen und Berichten als der häufigste Auslöser der Selbsttötung hervor. Die Daheimgebliebenen saßen spätestens jetzt in der Falle, was vielen bewusst war. Bernward Dörner zitiert aus dem Brief eines Berliner Juden an einen befreundeten jüdischen Prediger in Essen: „Warum haben Sie und wir uns nicht rechtzeitig aus dieser Hölle gerettet, [...]. Wir letzten Zurückgebliebenen haben sicher viele

⁹⁶ Brief Inge Deutschkron an den Verfasser vom 26. November 2011. Der genaue Zeitpunkt des Gesprächs ist nicht benannt. Laut Deutschkron haben die Eheleute Oppenheimer den Suizid später umgesetzt. Zu Dr. Hans Julius Oppenheimer findet sich kein Eintrag im Gedenkbuch, der Vorname seiner Frau ist nicht bekannt.

⁹⁷ Zahlenangabe bezogen auf das „Altreich“, vgl. die Einleitung zur Online-Ausgabe des Gedenkbuchs: Gedenkbuch für die Opfer der Verfolgung der Juden unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft in Deutschland 1933–1945, <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/einfuehrung.html.de?page=2> [20.05.2023].

Gründe gehabt, hier zu verharren, aber es zeigt sich, daß es törichte Scheingründe waren, die wir hätten durchschauen müssen.“⁹⁸

Anhand einer Zusammenstellung von Einzelberichten soll zunächst vertiefend darauf eingegangen werden, in welcher Weise der Suizid als „ultimate refuge“⁹⁹ unter den NS-Verfolgten kommentiert, diskutiert und gegebenenfalls auch vorbereitet wurde. Die Auswahl entstammt Briefen aus der Zeit wie auch vor allem Erinnerungsberichten und basiert somit auf einer fragmentarischen Quellenauswahl. Mit einer anschließenden Auswertung der heute rekonstruierbaren Zahlen zu den Selbsttötungen sollen die Erfahrungsberichte weitergehend kontextualisiert werden. Neben einem Blick auf den Zusammenhang von Deportationen und Suizidhäufigkeit soll die Kopplung von summarischen Einzelberichten mit einer quantitativen Einordnung insgesamt eine bessere Betrachtung und Interpretation des Gesamtphänomens ermöglichen.

Hierbei wird in der Folge der Blick fast ausschließlich auf Berlin gerichtet sein. In der Stadt lebten 1933 etwas mehr als 160.000 Juden und damit ein Drittel der jüdischen Bevölkerung des Deutschen Reichs.¹⁰⁰ Damit hatte Berlin, zudem mit der größten deutschen jüdischen Gemeinde, eine hervorgehobene Stellung. Diese wurde im Verlauf der NS-Zeit noch verstärkt, da mit zunehmenden Repressionen und Verfolgungsdruck auch der Zuzug nach Berlin aus kleineren Städten und ländlichen Gemeinden anstieg. Die Gründe hierfür waren maßgeblich in der Anonymität der Großstadt zu finden, die mehr Schutz versprach, sowie in der bestehenden Infrastruktur von jüdischen Vereinen, Gemeinden und Netzwerken, die in dieser Vielzahl in den meisten Gegenden des Reiches nicht (mehr) existierte. Insgesamt lebten im Juni 1941 noch etwa 74.000 Menschen in Berlin, die nach NS-Definition als Juden verfolgt wurden.¹⁰¹

Hier setzen die folgenden Abschnitte an und rücken die Phase der dominant-existentialen Bedrohung (1941–1945) in den Fokus der Betrachtung, die untrenn-

98 Dr. Staumel (Berlin) am 19.11.1941 an August Katzenstein (Essen), zit. nach Dörner, Bernward, *Die Deutschen und der Holocaust, Was niemand wissen wollte, aber jeder wissen konnte*, Berlin 2007, S. 289.

99 Der Begriff „ultimate refuge“ geht zurück auf Konrad Kwiet. Vgl. Kwiet, Konrad, *The Ultimate Refuge, Suicide in the Jewish Community under the Nazis*, in: Leo Baeck Institute Yearbook 29 (1984), S. 135–167.

100 Vgl. Gruner, *Judenverfolgung in Berlin 1933–1945*, S. 17.

101 Vgl., auch zu den Zahlenangaben, Meyhöfer, Rita, *Berliner Juden und Theresienstadt*, in: *Theresienstädter Studien und Dokumente*, 3, 1996, S. 31–51, hier S. 32. Klaus Dettmer gibt für Oktober 1941 knapp 73.000 Juden an. Vgl. Dettmer, Klaus, *Die Deportationen aus Berlin*, in: Scheffler, Wolfgang und Schulle, Diana (Hrsg.), *Buch der Erinnerung. Die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechoslowakischen Juden*, Bd. 1, München 2003, S. 191–197, hier S. 191.

bar mit dem Beginn der Deportationen verknüpft ist. Auch der situative Kontext für die Entscheidung zum Suizid verengte sich entsprechend: finaler Auslöser in den meisten Fällen war nun der Erhalt des Deportationsbescheids und die damit verbundene Zerschlagung letzter Hoffnungen auf eine Verschonung.

2.2 Beginn und Ablauf der Deportationen in Berlin

Die Schilderungen im folgenden Abschnitt, die sich maßgeblich an der kommentierten Chronologie von Gottwaldt und Schulle sowie den online einsehbaren Transportdetails inklusive der Transportlisten orientieren,¹⁰² sollen den Zusammenhang zwischen den Deportationen aus Berlin und der Zunahme an Suiziden und Suizidversuchen nachzeichnen.

Der erste Deportationszug verließ Berlin am 18.10.1941 mit dem Ziel Lodz (Ghetto Litzmannstadt). In den sechs Wochen bis zum 27.11. folgten noch sechs weitere Transporte, drei nach Lodz sowie je einer nach Minsk, Kowno (Kaunas) und Riga – alle mit jeweils mehr als 1.000 Menschen. Hildegard Henschel, Mitarbeiterin der Jüdischen Gemeinde Berlin, schreibt in ihrem viel zitierten Bericht über die Deportationen: „Die Haltung der Opfer war bewundernswert, jeder wusste, dass es ein sich Auflehnen nicht gab, die einzige Auflehnung, die möglich war, war der Selbstmord. Misslang der Selbstmord aber, so zog er später die beschleunigte Evakuierung nach sich.“¹⁰³ Gerade auf den letzten Satz wird weiter unten noch näher eingegangen.

Deportationen nach Theresienstadt ab Juni 1942

Sieben Monate nach Beginn der ersten Deportationen aus Berlin, Anfang Juni 1942, starteten zusätzlich die Züge nach Theresienstadt. Laut Susanne Willems waren Ende Juli 1942 noch 46.000 bis 47.500 Juden in der Stadt, die auf nur noch 7.275 Wohnungen verteilt waren.¹⁰⁴ Der Dokumentation von Rita Meyhöfer zufolge wurden etwa 30 Prozent der Deportierten aus Berlin nach Theresienstadt verbracht, in 121 Transporten.¹⁰⁵ Die Deportationen liefen unter der Bezeichnung „Al-

102 Vgl. Gottwaldt, Alfred und Schulle, Diana, Die „Judendeportationen“ aus dem Deutschen Reich 1941–1945. Eine kommentierte Chronologie, Wiesbaden 2005 sowie die öffentlich verfügbaren Transportlisten samt Details unter www.statistik-des-holocaust.de [30.06.2024].

103 Henschel, Hildegard, Aus der Arbeit der Jüdischen Gemeinde Berlin während der Jahre 1941–1943: Gemeindefarbeit und Evakuierung von Berlin, 16. Oktober 1941–16. Juni 1943, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden 9 (1972), S. 33–52, hier S. 37.

104 Willems, Der entsiedelte Jude, S. 363.

105 Ebd., S. 36.

tertransporte“ in Abgrenzung zu den „Osttransporten“. Die Kriterien für den ursprünglich für Theresienstadt vorgesehenen Personenkreis – über 65-jährige, Kriegsversehrte mit hohen Auszeichnungen, Personen mit sonstigen Verdiensten, Partner aus Mischehen – wurden nicht immer eingehalten und oft willkürlich angewendet. Für viele, denen die Deportation drohte, galt Theresienstadt – auch aufgrund der propagandistischen Verbreitung, es handele sich um einen „Alterswohnsitz“ – als das geringere Übel.¹⁰⁶ Entsprechend versuchten viele Menschen, den stärker gefürchteten „Osttransporten“ zu entkommen und ihrerseits Gründe für Theresienstadt geltend zu machen. Auch wenn die dortigen Lebensumstände sich tatsächlich von den Vernichtungslagern unterschieden, kann dies nicht über die Zustände in Theresienstadt hinwegtäuschen: viele Menschen wurden von dort aus weiter deportiert und nur etwa 12 Prozent aller nach Theresienstadt deportierten Menschen überlebten. In der Altersgruppe, der Arthur Nicolaier angehörte, bedeutete gar für 98 Prozent der Transport nach Theresienstadt das Todesurteil.¹⁰⁷ Dennoch waren die Befürchtungen der Menschen in der Regel weniger ausgeprägt als im Vorfeld der „Osttransporte“ mit unbekanntem Ziel. Hier wie da konnten das Wissen, die Gerüchte und die Hoffnungen der Betroffenen extrem variieren. Beate Kosmala hat sich diesen Fragen unter dem Titel „Zwischen Ahnen und Wissen“ gewidmet. Sie nennt ebenfalls die Gewissheit über die bevorstehende Deportation, etwa nach Erhalt eines Bescheids, als den häufigsten Auslöser für diese finale Entscheidung und bezeichnet den Suizid als die „extremste Art, sich der Deportation zu entziehen“.¹⁰⁸ Kosmala merkt zurecht an, dass daraus jedoch nicht abzuleiten sei, dass die Deportation mit einem Todesurteil gleichgesetzt wurde. Denn schon im Zusammenhang mit den ersten sporadischen Deportationen im Jahre 1940 aus Stettin und Südwestdeutschland hatten sich viele Betroffene das Leben genommen.¹⁰⁹ Mit der Dauer der systematischen Deportationen – und den ausbleibenden Nachrichten der Deportierten – stieg auch die Zahl derer, die untertauchen und sich dadurch dem Zugriff der Verfolger entziehen wollten. Zwischen Oktober 1941 und Frühjahr 1943 entschlossen sich mehr als neun Prozent der in Berlin Verfolg-

106 Hildegard Henschel bezeichnete es in ihrem Bericht über die Zeit wörtlich als „[...] Traum jedes Menschen, dem die Evakuierung drohte, nach Theresienstadt zu kommen.“ Henschel, *Aus der Arbeit der Jüdischen Gemeinde Berlin*, S. 41.

107 Zahlen nach Meyhöfer, *Berliner Juden und Theresienstadt*, S. 44. Für viele war Theresienstadt Zwischenstation für den weiteren Transport in Vernichtungslager. So wurden ca. 36 Prozent der nach Theresienstadt Deportierten in Auschwitz und Maly Trostinez ermordet.

108 Kosmala, Beate, *Zwischen Ahnen und Wissen. Flucht vor der Deportation (1941–1943)*, in: Kundrus, Birte und Meyer, Beate (Hrsg.), *Die Deportation der Juden aus Deutschland: Pläne – Praxis – Reaktionen 1938–1945*, Göttingen 2004, S. 135–159, S. 141.

109 Vgl. ebd.

ten dazu, in den Untergrund zu gehen, um sich der Deportation zu entziehen.¹¹⁰ Da die meisten erst ab Oktober 1942 abtauchten, folgert Kosmala, „daß im Laufe des Jahres 1942 die dunklen Ahnungen über die Bedeutung der Deportationen immer mehr zur Gewißheit wurden.“¹¹¹ Es spreche weiterhin vieles dafür, „daß Anfang des Jahres 1943 die Auffassung weit verbreitet war, Deportation führe in den Tod.“¹¹² Diese Einschätzung wird auch durch die Recherchen für diese Arbeit gestützt, lässt sie doch zudem noch Raum für individuelle Abweichungen. Die Versuche, das Wissen der Menschen auf dem Weg in die Katastrophe zu interpretieren, bezeichnet Harald Welzer als ein „äußerst vertracktes Unterfangen – auch deswegen, weil wir unsere Frage nach der zeitgenössischen Wahrnehmung mit dem Wissen darum stellen, wie die Sache ausgegangen ist.“¹¹³

Ilse Rewald (1918–2005), die ab Januar 1943 in Berlin untergetaucht war, um zu überleben, sprach nach dem Krieg über die Gewissheit der Bedrohung, die sich im Laufe des Jahres 1942 durchgesetzt habe:

Allmählich sickern Nachrichten aus den Konzentrationslagern Auschwitz, Birkenau, Riga, Theresienstadt durch. Man hört von Massenhinrichtungen, Erschießungen, Soldaten erzählen von den Ermordungen in Minsk, und es wird klar, daß jeder „Evakuierte“ seinem Tod entgegengeht.¹¹⁴

Neben dem Wissen oder Nichtwissen lassen sich auch die individuellen und persönlichen Einstellungen gegenüber dem möglichen Schicksal nach der „Evakuierung“ nur über Einzelfälle rekonstruieren. Überliefert sind alle Extreme: von positiver Grundstimmung und Hoffnung auf einen Neuanfang im Osten, im Falle von Theresienstadt dem festen Glauben an ein Altersheim, bis hin zu mehr oder weniger konkretem Wissen über das zu erwartende Schicksal. Diese Unterschiede sind selbstverständlich von hoher Relevanz für eine Betrachtung des Suizids als mögliche Auswegsoption. Allein diese Bandbreite – und sie müsste noch erweitert werden um individuelle Faktoren wie das Alter, die familiäre Situation, die körperliche und seelische Verfassung sowie weitere Persönlichkeitsmerkmale – zeigt sehr

110 Kosmala geht dabei von ca. 7.000 Untergetauchten bezogen auf zu dem Zeitpunkt 73.000 in Berlin verbliebene Jüdinnen und Juden in Berlin aus. Vgl. Kosmala, Beate, Die Deportationen aus Berlin 1941 bis 1945. Flucht in den Untergrund und Hilfe beim Überleben, in: Hamann, Christoph und Kosmala, Beate, flitzen – verstecken – überleben? Hilfe für jüdische Verfolgte 1941–1945, Geschichten, Quellen, Kontroverse, 2. überarbeitete Auflage, Berlin/Ludwigfelde 2018, S. 13–17, hier S. 15.

111 Kosmala, Zwischen Ahnen und Wissen, S. 158.

112 Ebd., S. 157.

113 Welzer, Harald, Die Deutschen und ihr „Drittes Reich“, in: APuZ 14–15 (2007), S. 21–28, hier S. 22 f.

114 Rewald, Ilse, Berliner, die uns halfen, die Hitlerdiktatur zu überleben, Berlin 1985, S. 6.

deutlich, dass sich Pauschalurteile über die Bewertung des individuellen Verhaltens der Betroffenen, etwa nach Erhalt des Deportationsbescheids, verbieten. Schon 1964 wurde in einer Untersuchung zur „Psychiatrie der Verfolgten“ formuliert: „Der extreme Lastcharakter einer katastrophenhaft gewandelten Welt ist nicht ablösbar von der Person, ihren Erlebnismöglichkeiten und Freiheitsgraden.“¹¹⁵ Arthur Nicolaier beispielsweise war vorab an Informationen über die unzureichende Ernährungssituation in Theresienstadt gelangt.¹¹⁶ Ob er ohne diese Informationen seinen Entschluss im Moment der Entscheidung vielleicht anders gefasst hätte, bleibt spekulativ und verdeutlicht dennoch die Relevanz der Einzelfallbetrachtung.

Ab November 1942 wurde das Erfassungssystem für die Deportationen umgestellt. Alois Brunner (geb. 1912) und seine SS-Mannschaft, die kurz zuvor Wien als „judenfrei“ gemeldet hatten, übernahmen und änderten die Abholungspraxis in Berlin. Ganze Straßen wurden abgeriegelt und die Betroffenen ohne Vorwarnung aus ihren Wohnungen geholt, auf postalische Ankündigungen wurde nunmehr komplett verzichtet.¹¹⁷ Diese Brutalisierung in der Abholung der Menschen hatte offenkundig zwei Ziele: die Beschleunigung der Deportation aller Berliner Juden und zum anderen die Verhinderung der bis dahin allein in Berlin hundertfachen Entziehungen durch Flucht oder Suizid nach Erhalt des Deportationsbescheids. Bereits ab Juni 1942 holten aus diesem Grund sogenannte Abholer die Menschen aus ihren Wohnungen, das überfallartige Moment hielt mit Ankunft der Brunner-Leute Einzug.¹¹⁸ Ab Oktober 1942 wurde die Vorankündigung per „Evakuierungsbefehl“ komplett eingestellt.¹¹⁹ Sammellager wie in der Großen Hamburger Straße wurden ausgeräumt und nur noch Matratzen ohne Decken auf dem Boden gestattet, auf diese Art zum Gefängnis umgebaut.¹²⁰ Henschel schreibt hierzu:

Im November 1942 stieg die Selbstmordkurve erschreckend an, es gab längst eine besondere Abteilung im jüdischen Krankenhaus, Betten hatte man für die meistens schon sterbend eingelieferten nicht mehr in genügender Zahl, viele lagen auf Holzspritschen, Massagebänken und ähnlichen Behelfsmitteln.¹²¹

115 Baeyer, Walter Ritter/Häfner, Heinz/Kisker, Karl Peter, *Psychiatrie der Verfolgten. Psychopathologische und gutachtliche Erfahrungen an Opfern der nationalsozialistischen Verfolgung und vergleichbarer Extrembelastungen*, Berlin 1964, S. 61.

116 Hierzu mehr in Kapitel IV, 5.1 Thematisierung und Vorbereitung des Suizids.

117 Vgl. Willems, *Der entsiedelte Jude*, S. 353 f.

118 Ebd. S. 354.

119 Vgl. ebd., S. 330.

120 Vgl. zur Verschärfung ab Spätherbst 1942 auch Meyer, *Das unausweichliche Dilemma*, S. 273–296, hier S. 283.

121 Henschel, *Aus der Arbeit der Jüdischen Gemeinde Berlin*, S. 44.

2.3 Der Suizid als Ausweg: Thematisierungen im Alltag

Unabhängig von der individuellen und jeweils situativen Entscheidung gilt das Interesse auch der Frage, wie präsent das Thema Suizid in der Zeit der Deportationen unter den Verfolgten war. Wie verbreitet war das Phänomen und wurde darüber diskutiert? Hierzu sollen einige Erfahrungsberichte aus der Zeit angeführt werden, um das Bild der zeitgenössischen Präsenz und Wahrnehmung des Phänomens zu schärfen. Bereits Konrad Kwiet und Helmut Eschwege (1984), Christian Goeschel (2009) und andere, die sich mit den Suiziden auseinandersetzten, haben hierbei auch Erfahrungsberichte und Selbstzeugnisse angeführt.¹²²

Bei der Auswahl von Thematisierungen der Verfolgungssuizide liegt der Blick verstärkt auf den Vorbereitungen und Kooperationen, die im Vorfeld notwendig waren – sei es zur initialen Beschaffung geeigneter Suizidmittel oder auch zur konkreten Vorbereitung der Selbsttötung.

Die erwähnte Ilse Rewald – im Jahr 1941 hatten sich Bekannte das Leben genommen – erinnerte diese Suizide 1975 folgendermaßen:

Er hat sich alle Orden und Ehrenzeichen, die er sich im Ersten Weltkrieg erworben hat, angesteckt, gab sich und seiner Frau den Tod durch Schlaftabletten, weil er der bevorstehenden Deportation nur auf diese Weise entgehen konnte.¹²³

Vom Suizid einer Kollegin Anfang 1942 berichtete sie:

Als sie die Listen [zur Vermögenserklärung, T. O.] bekommt, ist sie ruhig und gefaßt. Am nächsten Tag hören wir, daß sie sich vergiftet hat. Die Selbstmorde erschüttern uns fast nicht mehr, wir beneiden jeden, der den Mut aufbringt und sich nicht mehr quälen muß.¹²⁴

Die Briefe von Hermann Samter (1909–1943) gelten als besonders aufschlussreiche Berichte aus der Zeit. Deren besondere Relevanz als Quelle äußert sich nicht zuletzt darin, dass die Briefe über private Boten übermittelt wurden und daher eine – oftmals auch selbst auferlegte – Zensur umgingen. Hinzu kommt, dass Hermann Samter durch seine Arbeit als Redakteur des „Jüdischen Nachrichtenblatts“ eine große Nähe zu aktuellen Entwicklungen hatte und zudem in Tiergarten lebte, einem zentralen Bezirk der Reichshauptstadt. Ende 1942 wurde das „Jüdische Nachrichtenblatt“ abgewickelt und Samter durch eine Anstellung bei der „Reichsverei-

122 Vgl. Kwiet und Eschwege, Selbstbehauptung und Widerstand; Goeschel, Suicide in Nazi Germany. Sehr zu empfehlen ist hierzu auch die Magisterarbeit von Christine Hartig, Die letzte Zuflucht. Jüdische Selbsttötungen im „Dritten Reich“ im Spiegel von Selbstzeugnissen, Unveröff. Magisterarbeit, Göttingen 2003.

123 Rewald, Berliner, die uns halfen, S. 3.

124 Ebd., S. 4.

nigung der Juden“ vorerst vor der Deportation bewahrt. Dort musste er mehrmals wöchentlich als „Abholer“ die Gestapo begleiten und erlebte hier das brutale Vorgehen der „Brunner-Leute“ sowie das Schicksal vieler Menschen mit eigenen Augen.¹²⁵ Die hier wiedergegebenen Informationen und Aussagen über die Suizide der Zeit beruhen auf den im Zentrum für Antisemitismusforschung archivierten Briefkopien¹²⁶ sowie der erwähnten Arbeit von Daniel Fraenkel über Samter und dessen Briefe. Trotz der erschütternden Erfahrungen durchzieht ein auf die Zukunft gerichteter Grundoptimismus die Briefe, der auch mit einem erhofften baldigen Kriegsende verknüpft war. Vielleicht ließ diese Hoffnung Samter im entscheidenden Moment nicht untertauchen. David Fraenkel bezeichnet es als „deprimierende Schlussfolgerung, dass selbst er, eine der bestinformierten Personen in der jüdischen Gemeinde, bis zum letzten Augenblick nicht daran glaubte, dass die Deportation in den Osten das sichere Todesurteil darstellte.“¹²⁷

Zu den Suiziden äußert sich Samter erstmals kurz nach Beginn der ersten Deportationen und setzt ihnen eine positive Nachricht entgegen: „Wir warten eben in Geduld, bereiten uns aber natürlich langsam vor. Viele denken allerdings anders – daher die vielen Selbstmorde. Auf der anderen Seite nehmen aber auch die Verlobungen aus dem gleichen Grunde zu.“¹²⁸ Hier knüpft er auch im Brief von Ende November 1941 wieder an: „Charakteristisch für die jetzige Zeit ist (bei uns) nicht nur die hohe Zahl der Selbstmorde, sondern mehr noch die Flut von Eheschliessungen. Fast jede Freundschaft führt jetzt kurz vor unserm Ende in Deutschland noch zur Ehe.“¹²⁹ Zum Jahreswechsel beendet Samter einen Brief mit den Worten: „Lassen Sie nicht den Kopf hängen – wir tun’s auch nicht! – einmal scheint die Sonne wieder, man muss nur Geduld haben! Herzliche Grüße! Hermann, der Optimist.“¹³⁰

Hier tritt der erwähnte Optimismus besonders offen zutage und sei erwähnt, weil Samter an anderer Stelle die Menschen, die sich das Leben nahmen, als Pessimisten bezeichnet. An dieser Sichtweise mag es liegen, warum für Hermann Samter ein Suizid offensichtlich überhaupt keine ernsthafte Option darstellte. Ende Ja-

125 Samter, Hermann, „Worte können das ja kaum verständlich machen“, Briefe 1939–1943, hrsg. von Daniel Fraenkel im Auftrag der Gedenkstätte Yad Vashem, Jerusalem, Göttingen 2009, S. 14 ff. Es handelt sich um insgesamt 19 Briefe, die Samter an die frühere Haushaltshilfe der Familie sowie deren Tochter richtete. Vgl. ebd., S. 25.

126 ZfA, Lebensgeschichtliche Sammlung: Blumfeld, Charlotte, hierin: Briefe des Bruders Hermann Samter. Die Briefe wurden vor Ort eingesehen, für die Zitation wird in der Folge aber das Buch angegeben.

127 Samter, „Worte können das ja kaum verständlich machen“, S. 54.

128 Brief an Lisa Stadermann-Godehardt vom 29. Oktober 1941, zit. nach ebd., S. 69.

129 Brief an Lisa Stadermann-Godehardt vom 30. November 1941, zit. nach ebd., S. 75.

130 Brief an Lisa Stadermann-Godehardt vom 28. Dezember 1941, zit. nach ebd., S. 77.

nuar 1942 fügt Samter seinem Bericht von neuen Transporten in bitterer Kälte sowie von Gerüchten über Erschießungen hinzu: „All’ diese Dinge steigern natürlich nicht den Mut der von der Evakuierung Betroffenen. So nehmen denn die Selbstmorde in ungeheurer Weise zu.“¹³¹ Auch im nächsten Brief greift Samter das Thema, das ihn offenbar sehr beschäftigt, wieder auf. Dieses Mal vor dem Hintergrund der Frage nach den Optionen, die die Menschen hatten, denen die Deportation drohte. Der Abschnitt soll hier komplett wiedergegeben werden:

Im Februar hatten wir bisher Ruhe mit Transporten. Man nimmt an, dass es Anfang März weitergeht, aber sicher ist es wohl noch nicht. Wenn es soweit ist, werden wieder die Selbstmorde zunehmen. Es ist erschreckend, mit welcher Selbstverständlichkeit über dieses Thema heute diskutiert wird. Wenn man auf dem Standpunkt steht, dass man dort auf jeden Fall zu Grunde geht, hat man ja nur die beiden Möglichkeiten! Selbstmord zu verüben oder über die grüne Grenze zu gehen. Das letztere soll 5 000,- kosten. Aber wer hat das schon in bar! [...] So bleibt den Pessimisten nur der Selbstmord übrig, solange sie es auf schmerzlose Weise haben können durch Veronal. Wie es allerdings möglich war, dass so viele Leute sich Veronal verschaffen konnten, ist mir noch immer rätselhaft. Auch 2 Cousinen von Tante Nelly haben sich auf diese Weise vor dem Abtransport das Leben genommen. Die eine stand immer mit beiden Beinen auf dem Boden, so dass ich dies eigentlich nicht vermutet hätte. [...] Die Leute sind eben vollständig fertig. Und dann die Angst, was einem im Osten noch bevorsteht. Man kann da gar nicht abreden, wenn jemand so mit Überlegung Schluss macht. Aber genug davon!¹³²

Das massenhafte Untertauchen in Berlin beginnt erst ein knappes Jahr später, so dass Samter hier noch die Option der „grünen Grenze“ ausführt. Aufgrund der immensen Kosten und auch der Risiken, die er im Brief diskutiert, war dies für die Mehrzahl der Menschen keine realistische Option. Samter thematisiert hier auch das Schlafmittel *Veronal*, das für die Verfolgten der Zeit einen besonderen Stellenwert erlangte und das in dieser Phase schwarz gehandelt wurde.¹³³ Im Mai 1942 berichtet Samter von dem Verbot für Juden, öffentliche Verkehrsmittel zu nutzen und den damit verbundenen Härten vor allem für ältere Menschen. Verschärft wurde die Situation dadurch, dass sowohl der Tiergarten als auch eine Reihe wichtiger Straßen von Juden nicht mehr betreten werden durften. Auch Arthur Nicolaier hat davon in seinen Briefen berichtet und anschließend wohl die meisten seiner noch verbliebenen Ausgänge eingestellt. Dieses Verbot hatte auch im nächsten Fall eines erwähnten Suizids tragische Konsequenzen. Im September 1942 berich-

131 Brief an Karolina Stadermann und Lisa Stadermann-Godehardt vom 26. Januar 1942, zit. nach ebd., S. 80.

132 Brief an Lisa Stadermann-Godehardt vom 13. Februar 1942, zit. nach ebd., S. 82.

133 Auf die Wahl des Suizidmittels wird noch ausführlicher eingegangen, siehe hierzu Punkt 2.4.4.

tet Samter vom gemeinsamen, angekündigten Suizidversuch einer Arbeitskollegin und deren Mutter vor der Deportation: „Das wurde so ganz einfach gesagt, und ich hatte nicht den geringsten Zweifel daran, dass sie es wahr machen würde. Wenige Tage später war die Tochter tot, die Mutter wurde gerettet, der Magen hatte das Gift nicht angenommen.“ Nur Hermann Samter und ein weiterer Bekannter der Verstorbenen waren bei der Beerdigung anwesend – der Mutter hatte man eine Sondererlaubnis für die Fahrt verwehrt. Für August nennt Hermann Samter hier 25 Geburten jüdischer Kinder, denen 611 Sterbefälle gegenüberstünden.¹³⁴ Der letzte Brief Hermann Samters datiert vom 7. Februar 1943. In diesem berichtet er über seine neue Funktion als „Abholer“ und schildert einzelne erschütternde Szenen. Am 12. März wurde Hermann Samter, zusammen mit seiner Frau Lili und der Tante Nelly Neisser, nach Auschwitz deportiert.¹³⁵

Hedwig Ems (1869–1958) hatte Theresienstadt überlebt und 1947 ihre Erlebnisse niedergeschrieben.¹³⁶ Auch sie erwähnt aus der Zeit der Deportationen sowohl eigene Gedanken an Suizid als auch dessen Alltäglichkeit unter den Betroffenen. Anfang 1942 hatte sich ein erzwungener Umzug in ein neues Zimmer in letzter Sekunde zerschlagen und Hedwig Ems stark zugesetzt:

Es war furchtbar. Es schreibt sich alles so einfach, aber es war es nicht. Aus unserem Zimmer mussten wir hinaus; weshalb, weiß ich selber nicht mehr, und wir wussten nicht wohin. Ein jeder, an den wir uns wandten, hatte Angst, uns aufzunehmen, und wir gingen ernsthaft mit dem Gedanken um, uns das Leben zu nehmen, [...].¹³⁷

Ein weiteres Mal berichtet sie von Gedanken an den Suizid, als sie im September 1942 eine Zeit lang alleine in einer versiegelten Wohnung lebt, sich aber letztlich dagegen entscheidet:

Hätte ich geahnt, wie alles kommen würde, so hätte ich es getan, [...]. In diesen Jahren war es kein Problem und auch dann kein schwerer Entschluss, sich das Leben zu nehmen bei der namenlosen Angst vor der ungewissen Zukunft, die fast ein jeder hatte. Viele taten es. Begegnete man einem Bekannten, so konnte man sicher sein, dass die erste Frage lautete: „Wollen Sie sich das Leben nehmen oder mit evakuieren lassen?“¹³⁸

134 Brief an Karolina Stadermann und Lisa Stadermann-Godehardt vom 20. September 1942, zit. nach ebd., S. 94 f.

135 Vgl. ebd., S. 21.

136 Die Abschrift dieser Erinnerungen befindet sich ebenfalls im Zentrum für Antisemitismusforschung, Lebensgeschichtliche Sammlung: Ems, Hedwig.

137 Ebd., S. 2.

138 Ebd., S. 3.

Hedwig Ems benennt in einer Aufzählung zwölf engste Familienmitglieder („Freunde und Bekannte nenne ich nicht“), die sich im Jahr 1942 das Leben genommen hatten.¹³⁹

Die Widerstandskämpferin Edith Wolff (1904–1997) schildert in ihrem Bericht für Yad Vashem von 1957 eine Begebenheit mit ihren jüdischen Nachbarn:

Eines Tages, Ende Febr. 1943, erschienen nun Herr und Frau Kleinberger¹⁴⁰ bei uns des Abends zu einem kurzen Besuch, elegant gekleidet und ziemlich animiert. Sie kamen, um sich zu verabschieden – wie zu einer Reise... Sie teilten mit, daß sie noch ein sehr gutes Abendessen zu sich nehmen wollten – bei Musik und mit Wein. Sie hatten „die Liste“ bekommen und sich schon längst mit einem Gegenmittel versorgt. Wir verstanden sofort, daß dieses „Medikament“ ein Gift sei und daß es die Reise in den Freitod war, die sie antreten wollten. Wir aber konnten nichts dagegen tun und nichts mehr dagegen noch einwenden... Wir konnten den beiden Menschen nur stumm noch die Hand drücken – und ihnen im Herzen nur noch eine gute Reise ins Jenseits wünschen. Erst nach drei Tagen fand man in der Wohnung die Leichen.¹⁴¹

Viele der Suizide wurden wie in diesem Fall gemeinschaftlich begangen. Zumeist wählten ältere Eheleute diesen Weg. Auch Karl Wieninger (1905–1999) aus München berichtet von einem angekündigten Gemeinschaftssuizid. Wieninger hatte das Künstlerehepaar Alexander (1871–1942) und Johanna Liebmann (1874–1942) ab dem Sommer 1941 in seiner Werkstatt beschäftigt. Die beiden lebten ab Dezember in einem der sogenannten Judenhäuser und erhielten am 27. März 1942 den „Umsiedlungsbefehl“ in das Sammellager Berg am Laim. Ein anderes Ehepaar aus diesem Haus ging daraufhin zusammen in den Tod. Alexander Liebmann erklärte Karl Wieninger daraufhin

[...] ruhig und ohne Pathos, dass er und seine Frau denselben Weg gehen werden. Aus einer zuverlässigen Quelle habe er erfahren, dass Frauen und Männer bei der Deportation voneinander getrennt würden. Er wisse, dass seine Frau nach Polen verschickt werde, während er nach Riga kommen sollte. Der Tag des Abschieds aus ihrem Leben würde der nächste Donnerstag sein.

Karl Wieninger versuchte nach eigenen Angaben noch, Liebmann umzustimmen, doch dieser antwortete ihm: „Nein, nein, der Weg, den wir gehen müssen, ist der

139 Ebd., S. 4.

140 Es handelte sich um die Suizide am 4.3.1943 von Johanna (1893–1943) und Albert Kleinberger (1884–1943), siehe Gedenkbuch online.

141 Yad Vashem Archives (YVA), O.1, Ball-Kaduri Collection, No. 247, Wolff, Edith, Lebensbild – Untergrundarbeit in Berlin bis 1943, Eigenbericht, S. 7f.

einzigste, saubere Ausweg. [...] Sterben ist viel leichter, als in der ewigen Bedrohung zu leben.“¹⁴²

Im Lager Berg am Laim, das von 1941 bis 1943 als Sammel- und Durchgangslager in München existierte, arbeitete die Mitarbeiterin der Jüdischen Gemeinde Else Rosenfeld (1891–1970). In Tagebüchern berichtet sie aus dem Alltag, in dem sie mit den Suiziden der anderen Verfolgten konfrontiert wird. Das erste Gespräch hierüber hält sie im Tagebuch am 5. Juli 1942 fest:

Frau Schulmann ist unter denen, die uns am Dienstag verlassen sollen, um nach Theresienstadt zu gehen. Sie steht ganz allein, sie hat keine nahen Angehörigen mehr, und oft hatte ich das Gefühl, daß sie nur noch mit großer Mühe und Anstrengung das Leben ertrug. Sie sagte mir nun, daß sie schon, als sie zu uns eingewiesen wurde, aus dem Leben gehen wollte, damals sei sie von einer Freundin bestimmt worden, es nicht zu tun. Sie hätte sich dann auch im Heim wohlfühlt, [...]. Nun solle sie fort; ja, sie wisse, ich wolle sagen, Theresienstadt sei nicht das Schlimmste, aber sie fühle einfach keine Kraft mehr, noch einmal neu anzufangen, noch einmal eine solche Umwälzung zu überstehen. Und ihre gute Freundin, die sie einmal zurückgehalten habe, sei Ostern deportiert worden. Aber sie habe den Schritt aus dem Leben nicht gehen wollen, ohne es mir zu sagen. Sie bitte mich herzlich, nicht den Versuch zu machen, ihr diesen Entschluß auszureden, er sei unumstößlich, ich solle versuchen, sie zu verstehen. Sie sei zu schwach, körperlich und seelisch, um neuen Anstrengungen gewachsen zu sein, sie würde für ihre Gefährten nur eine Belastung werden. Das wollte sie nicht, und sie sei so unaussprechlich müde, daß sie sich schon jetzt auf den Schlaf freue, aus dem es kein Erwachen mehr gebe.¹⁴³

In den drei Wochen darauf folgten laut Else Rosenfeld acht weitere Suizide im Lager Berg am Laim.¹⁴⁴ Sie selbst tauchte einen Monat später unter und lebte versteckt, bis ihr im April 1944 die Flucht in die Schweiz gelang. Im Vorfeld einer der Deportationen aus Berg am Laim im April 1942 berichtet Else Rosenfeld von den Vorkehrungen für den Fall der Fälle:

Aber wir hatten noch etwas zu tun. Ich besaß eine ziemliche Menge Veronal, nach Aussage des Arztes genügend, um drei Personen ruhig zum Tode einschlafen zu lassen. Ein Drittel nähte ich in die untere Naht meines graumelierten Mantels, zwei Drittel bekam Frau Altschüler, um es in zwei ihrer Kleidungsstücke einzunähen. Ihr Mann wußte nichts davon, aber ich begriff, daß es eine große Beruhigung für sie bedeuten mußte, wenn sie im Augenblick, wo die Sachlage für sie beide unerträglich würde, diese Möglichkeit hatten. Allein das Bewußtsein, selbst über sein Schicksal entscheiden zu können, gab Trost und Kraft.¹⁴⁵

142 Wieninger, Karl, In München erlebte Geschichte, München 1985, S. 73.

143 Behrend-Rosenfeld, Else und Rosenfeld, Siegfried, Leben in zwei Welten, Tagebücher eines jüdischen Paares in Deutschland und im Exil, hrsg. und kommentiert von Erich Kasberger und Marita Krauss, München 2011, S. 186.

144 Vgl. ebd., S. 188.

145 Ebd. S. 161.

An vielen anderen Stellen berichten Zeitzeugen ebenfalls über das „Beruhigungspotential“ der Suizidmittel, sobald man diese bei sich führen konnte. Petra Bonavita beschreibt die Flucht Tuschi Müllers, die von dem Arzt Fritz Kahl (1895–1974) mit Zyankali ausgestattet worden war und das sie für den Fall der Fälle monatelang in ihrem Haarknoten bei sich trug.¹⁴⁶

Edith Dietz (1921–2015) berichtet über ihre Berliner Zeit von einem Tablettenkauf in der Apotheke und einem Bekannten, der sie anschließend aufsuchte und um Schlafmittel bat. Offenbar hatte sich im Kreis der Verfolgten schnell herumgesprochen, dass sie im Besitz größerer Mengen Schlaftabletten war:

Ich gab ihm die Tabletten und hatte nicht einmal Gewissensbisse. Auch heute tut es mir nicht leid. Es beruhigte ihn, für den Notfall ein Mittel zu haben. Er versprach, die Tabletten nur dann zu nehmen, wenn er keinen Ausweg mehr sähe. Nie wieder erhielt ich ein Lebenszeichen von ihm.¹⁴⁷

Edith Dietz gelang die Flucht in die Schweiz. In ihren Erinnerungen bezeichnet sie den Hass auf die NS-Verfolger als den entscheidenden Antrieb, sich einem Zugriff unter allen Umständen zu entziehen, bis zur letzten Konsequenz: „Doch lieber nehme ich mir das Leben, als daß ich mich deportieren lasse!“¹⁴⁸

Neben diesen Berichten von Zeugen der Zeitumstände und ihren Berührungspunkten mit Suiziden im unmittelbaren Umfeld, existieren auch Berichte von Menschen, die sehr eingehend einzelne Suizidfälle thematisieren, weil sie in die Planungen oder gar die Durchführung eingebunden waren. So auch im Falle des Stettiner Internisten Professor Ernst Neisser (1863–1942),¹⁴⁹ der zuletzt in Berlin lebte. Im März 1947 schilderte die Tochter Ernst Neissers, Susanne Vogel, ihrer Cousine in einem Brief ausführlich die Umstände seines Lebensendes.¹⁵⁰ Demnach hatte sie über Monate mit zahlreichen Eingaben und ärztlichen Attesten versucht, „Zurückstellungen“ von der Deportation zu erreichen. Letztlich aber erfolgte dennoch der Deportationsbescheid für Neisser und seine Cousine für den 1. Oktober 1942, mit einem Vorlauf von lediglich 24 Stunden, was dazu führte, dass sich am Vorabend mehrere Menschen in Neissers Wohnung versammelten. Susanne Vogel schildert diese Situation ausführlich:

146 Vgl. Bonavita, Petra, Mit falschem Pass und Zyankali. Retter und Gerettete aus Frankfurt am Main in der NS-Zeit, Stuttgart 2009, S. 24 ff.

147 Dietz, Den Nazis entronnen, S. 43.

148 Ebd., S. 106.

149 Zur Biografie Neissers siehe auch Jenss, Harro, In Erinnerung an Prof. Dr. med. Ernst Neisser, in: Zeitschrift für Gastroenterologie 60, 2, (2022), S. 162–164 sowie Schwoch, Berliner jüdische Kassenärzte, S. 646 f.

150 YVA, O. 33, No. 2321, Vogel, Susanne, Die letzten Lebensjahre meines Vaters Prof. Ernst Neisser.

Mein Vater kommt uns entgegen, ernst und irgendwie entrückt, aber gelassen und freundlich wie immer. Das Zimmer ist voller Menschen. Mein Mann, blaß, verstört, mein geliebtes Herz, ich wage ihn nicht anzurühren, nur jetzt nicht die Fassung verlieren! Hildegard v. W. ist da, die junge Ärztin, Kind im Hause meiner Eltern, sie wollte meinen Vater besuchen, sie weint still vor sich hin. Noch eine andere Freundin des Hauses ist da, nicht zufällig, sie empfand solche Unruhe, um nach ihm zu sehen: es ist die Frau des weltberühmten Atomforschers Otto Hahn. Sie und ihr Mann gehörten auch zu den guten Engeln – furchtlos, treu, liebevoll.¹⁵¹

Weiter berichtet Vogel, dass ihr Vater das Wort ergriffen habe:

„Liebe Kinder, wir wollen jetzt nicht Trübsal blasen. Ich freue mich, daß gerade so viele liebe Freunde hier sind. Wir wollen eine schöne Flasche Wein zum Abschied trinken.“ Wir sind alle in einem Zustand von Betäubung und Lähmung, aber mein Vater ist stärker als wir. Er dankt vor allem dem Professor für das mitgebrachte Gift: „das war eine Freundestat lieber Kollege, sie nehmen mir eine große Sorge ab.“¹⁵²

Auch im Falle Ernst Neissers also war es zu einer ärztlichen Mithilfe bei den Vorbereitungen des Suizids gekommen. Susanne Vogel selbst war es erst kurz zuvor gelungen, für den eigenen Bedarf Gift zu beschaffen. Darauf geht sie vorher in ihrem Brief ein:

Gift trugen die Verfolgten ja eigentlich alle mit sich herum, es war fast wie eine heimliche Waffe, erweckte ein Gefühl der Selbstbestimmung, des Nicht-nur-ausgeliefert-seins wie ein armes Stück Vieh. Die Versuchung, es an der unrechten Stelle vorzeitig zu nehmen, war nicht allzugroß; wer angesichts der Unwiderruflichkeit des Sterben-müssens lebt, besinnt sich wohl, ehe er den letzten Schritt von sich aus tut.¹⁵³

In der Folge berichtet sie davon, wie ihr Vater sich innerlich darauf vorbereitete, selbst aus dem Leben zu gehen, sollte die Deportation unausweichlich werden. Auch seine Cousine hatte sich dazu entschlossen: „Ich gehe mit Ernstel“, sagte sie im bestimmten, abschließenden Ton und fuhr freundlich, fast leichthin fort: „Ich möchte gern in deutscher Erde begraben liegen, – Berlin ist meine Heimat.“¹⁵⁴

Vogel beschreibt die zunehmende Alltäglichkeit des Themas und auch ihr Unbehagen dabei: „Gespräche über den Freitod – ach, ein schlechtes Wort für die erzwungene Tat auswegloser Not! – waren ja damals an der Tagesordnung.“¹⁵⁵ Denn sie selbst empfand, etwas daran gehe „gegen die Natur, gegen Gottes Ordnung“.¹⁵⁶

151 Ebd., S. 18.

152 Ebd., S. 18 f.

153 Ebd., S. 5.

154 Ebd., S. 11.

155 Ebd., S. 10.

156 Ebd.

Am Vortag der Deportation dann rief sie den Chef des Sanatoriums an, in dem sich ein Jahr zuvor Neissers Ehefrau, die unter Depressionen litt, das Leben genommen hatte, und bat ihn um Mittel für die bevorstehenden Suizide, da die vorhandene Dosis offenbar nicht für zwei Personen ausreichte. Trotz der ärztlichen Hilfe in Form der Beschaffung von Veronal und Morphin lag Ernst Neisser bis zu seinem Tod noch vier Tage bewusstlos im Jüdischen Krankenhaus.¹⁵⁷ Dort wurde der Tochter versichert, dass keine Maßnahmen eingeleitet würden, um das Sterben möglicherweise zu unterbinden. Anschließend schildert Susanne Vogel noch das Verhör durch einen Kommissar der Kriminalpolizei, das zu ihrer Erleichterung nicht zu weiteren Ermittlungen führte:

Die Mitwissenschaft [sic] am „verbotenen“ Selbstmord wäre bereits strafbar gewesen; um die Herkunft des Giftes wären – womöglich verbunden mit den berüchtigten Untersuchungsmethoden, falls unsere Aussagen nur im geringsten Punkte voneinander abgewichen wären, – Verhöre angestellt worden; [...].¹⁵⁸

Neben den Vorkehrungen für eine „erfolgreiche“ Durchführung des Suizids spielte somit auch Geheimhaltung eine Rolle, da jeder Suizid polizeiliche Ermittlungen nach sich zog. Susanne Vogels weitere Schilderungen zur Planung der Bestattung zeigen zudem die gleichen Beschränkungen und Schwierigkeiten wie sie auch im Falle Arthur Nicolaiers dokumentiert sind: Eine Erdbestattung war nur noch auf dem Jüdischen Friedhof erlaubt, ausschließlich eine Urne konnte im besten Falle noch in ein Familiengrab überführt werden. Von den zahlreichen Anwesenden auf der Trauerfeier berichtet Vogel mit großer Rührung, hatten diese sich doch durch die offensichtlichen Beobachter von „Judenbestattungen“ nicht abschrecken lassen.

Den Suizid von Ernst Neisser kommentierte auch der Stettiner Arzt Adolf Guttentag (1868–1942) in seinem Tagebuch, und hier existiert eine familiäre Beziehung: Guttentags Frau Helene (1873–1942) und Neissers Frau Margarethe (1876–1941) waren Schwestern. Etwa zwei Wochen nach Ernst Neisser und dessen Cousine nahm sich auch das Ehepaar Guttentag in Berlin das Leben. Das letzte Tagebuch ab dem 22. August 1942 ist erhalten geblieben, und vielmehr handelt es sich dabei um Tagesberichte angesichts der Bedrohungslage, die Adolf Guttentag an seine Kinder in den USA adressierte, um die existentiellen Nöte schriftlich festzuhalten.¹⁵⁹ An vielen Stellen in den wenigen dokumentierten Wochen spielt die Be-

157 Sein Anzug war Ernst Neisser von den Abholern zur Deportation am Morgen des 1. Oktober vom Leib gestohlen worden. Vgl. ebd. S. 32.

158 Ebd., S. 29.

159 United States Holocaust Memorial Museum (USHMM), 2001.42, RG-10.216, Guttentag family papers. Das Tagebuch ist digital zugänglich: <https://collections.ushmm.org/search/catalog/irn502548> [13.04.2023].

schäftigung mit einem möglichen Suizid eine Rolle. Einige Abschnitte aus dem Guttentag-Tagebuch sollen daher hier wiedergegeben werden. Denn durch die Intention Adolf Guttentags, die Erlebnisse und Gedanken in dieser Zeit für die Kinder zu dokumentieren – und damit auch das eigene Handeln nachvollziehbar zu machen – kommt dieser Quelle im Kontext der Fragestellung zusätzlich ein besonderer Wert zu.¹⁶⁰

Offenbar waren die Guttentags bereits im Besitz von Gift und auch darüber hinaus vorbereitet, davon gibt der Eintrag zu einem Fliegeralarm am 27. August 1942 einen Eindruck: „In der Nacht wurden wir durch die Sirene gegen 1 Uhr alarmiert. Wir zogen uns an, legten alle Dokumente (Testamentsabschrift, Begräbnisplatz mit Quittung, Einäscherungswille u.s.w.) und Kleidungsstücke zum Abwandern, auch alle Medikamente mit Eukodal-Scopolamin-Spritze¹⁶¹ und genügend Veronal zurecht und warteten ab.“¹⁶²

Ausführlich wird das Thema Suizid zum ersten Mal am 31. August 1942 thematisiert:

Ich erzählte euch 23. August von dem Neurologen, der damit rechnete, evacuiert zu werden. Er konnte sich nicht entschließen, in ein Altersheim oder etwas andres in Polen deportiert zu werden und hat sich gestern sein Leben genommen. Gleich vielen, vielen andern hat er sich nicht entschließen können weiter zu leben, weil er den Rest von Freiheit, den wir alle noch haben, aufgeben mußte und nicht mehr die Möglichkeit hatte, etwas zu leisten und sich unterzuordnen. Vor dieser Frage stehen auch jetzt viele, besonders ältere Leute, zu denen auch wir – ich bald mit 74 Jhr., Mutti entsprechend jünger zählen.

Weiter zählt Guttentag die möglichen Zukunftsaussichten auf, die alle wenig Hoffnung versprochen. Im besten Falle ging er von einem Altersheim als letzter Bleibe aus, doch stehe bei einem für Deutschland siegreichen Krieg fest, dass man ausschließlich in Ghettos würde leben dürfen, im Falle einer Niederlage „wird niemand, der für nichtarisch gilt, hierbleiben, sofern er noch am Leben ist.“ Bereits zwei Tage später nimmt Adolf Guttentag diesen Faden wieder auf und berichtet weiter:

Immer wieder stehe ich vor der Frage: soll ich an dem Tage, an dem mir die Ankündigung der Evacuation mitgeteilt wird, Veronal und Scopolamin-Eukodal nehmen und meinem Leben ein Ende machen, oder nicht? Auf Mutti nehme ich in erster Linie Rücksicht, denn würde sie es wollen, täte ich es sofort; hoffte sie aber noch einmal zu Euch zu kommen, wäre es

160 Während bei vielen Quellen die Adressaten und noch seltener die dahinterliegende Motivation bestimmt werden können, benennt Adolf Guttentag diese (Dokumentation für die Kinder in der Emigration) explizit.

161 Beruhigungs- und Betäubungsmittel.

162 USHMM, Tagebuch Adolf Guttentag, Abschrift S. 5.

natürlich traurig, daß es mir nicht auch geglückt sei. So verengert [sic] sich allmählich die Frage: Glaubt man, daß der Krieg in Bälde so ausgehe, daß wir heil zu Euch kommen können, so soll man aushalten, andernfalls soll ich wenigstens aus dem Leben scheiden.¹⁶³

Deutlich wird hier, dass im Falle der Eheleute Guttentag allein die Aussicht und Hoffnung auf ein Wiedersehen mit ihren Kindern dem Entschluss zum Suizid noch wesentlich entgegenstehen. Anschließend zählt Adolf Guttentag seine gesundheitlichen Beschwerden auf, die nach seiner Ansicht einem Transport nach Theresienstadt entgegenstehen. Über Theresienstadt selbst war den Eheleuten im September 1942 nur wenig bekannt, die spärlichen Informationen, die durchsickern, deutet Adolf Guttentag zudem weniger pessimistisch als zum Beispiel Arthur Nicolaier: „Daß Post verboten ist, schrieb ich bereits; es sind aber gelegentliche Nachrichten durchgesickert, daß das Leben im Ghetto dort den Umständen entsprechend erträglich sein soll.“¹⁶⁴

Auch am 6. September äußert Adolf Guttentag offen seine Gedanken:

Früher oder später muß man die Wohnung verlassen und wird evacuiert; man weiß nie, ob man nach der erwähnten kleinen, abgegrenzten Stadt Theresienstadt oder in ein Altersheim oder gar nach Polen kommt. Auch von da erfährt man meist nichts; ob Angehörige noch am Leben sind oder verstorben. So kommt man immer wieder auf die Frage zurück, die ich oben (s. 53) angeschnitten habe: Soll man zum Veronal greifen oder nicht? Die Zahl derjenigen, die nichts mehr vom Leben zu erwarten haben, wächst.¹⁶⁵

Am 19. September erhalten die Eheleute die Aufforderung zur Auflistung ihrer Vermögenswerte und eine Transportnummer. An diesem Tag selbst treffen die Guttentags den weiteren Tagebucheinträgen zufolge aber noch keine finale Entscheidung, im Gegenteil – Guttentag wird noch einmal aktiv:

Meine Ödeme sind geringer geworden – Ich habe eine Nachuntersuchung beantragt, ob ich im Stande sei, nach Theresienstadt transportiert zu werden. Die Untersuchung ist sehr scharf: nur schwere Fälle werden ausgenommen. Ich zweifle daher daran nicht, daß ich fort muß. Wenn ich mein Veronal mitnehmen dürfte, wäre der Entschluß leicht. Es gibt aber so strenge Vorschriften über das was man mitnehmen darf, daß mir die Entscheidung sehr schwer wird.¹⁶⁶

Tags darauf schildert er ausführlich die Bestimmungen im Zusammenhang mit der Deportation, welche Gegenstände mitgenommen werden dürfen, dass der Rest an das Reich verfällt sowie einiges mehr und schließt: „Wenn man das niederge-

163 Ebd., Eintrag vom 2.9.1942, S. 53.

164 Ebd., Eintrag vom 21.9.1942, S. 75.

165 Ebd., Eintrag vom 6.9.1942, S. 61f.

166 Ebd., Eintrag vom 21.9.1942, S. 71.

schrieben hat, wird jeder vernünftige Mensch fragen, lohnt es sich denn noch lebenzubleiben, wenn man ein schmerzloses Schlafmittel zum Einschlafen besitzt?¹⁶⁷ Und weiter schildert er die Meinungen anderer Personen aus dem direkten Umfeld und wie diese nun handeln würden. Dabei reichen die gewählten Optionen von Suizid über ein Aushalten der Situation bis hin zum Untertauchen. Letzteres schließt Guttentag aus und legt auch die Gründe hierfür dar: zuerst das Alter – angesichts vieler bevorstehender Umzüge im Geheimen – sowie fehlende Geldmittel, die er für diesen Schritt als notwendig erachtet. Noch am 27. September äußert Adolf Guttentag offen seine Zerrissenheit angesichts der bevorstehenden Entscheidungen: „Gleichwohl schwanke ich hin und her, ob ich mich doch entschließen sollte, mit nach Th[eresienstadt] zu gehen.“¹⁶⁸ Kurz darauf folgt der bereits erwähnte Eintrag, in dem sich Adolf Guttentag ausführlich mit dem Suizid von Ernst Neisser und dessen Cousine auseinandersetzt. Den Einträgen zufolge ist Ernst Neisser am 3. Oktober im Jüdischen Krankenhaus verstorben. Am 10. Oktober berichtet er dann von der Trauerfeier, die er ebenso wie später Susanne Vogel, als sehr würdig bezeichnet. In dem Zusammenhang folgt ein Satz, der am ehesten als definitiver Entschluss zum Suizid gedeutet werden könnte: „Da ich nichts mehr zu erwarten habe, wäre ich zufrieden, wenn ich nicht mehr aufwachen würde.“¹⁶⁹

Der Eintrag vom 10. Oktober ist zugleich der letzte „reguläre“ Eintrag Guttentags unter Angabe eines Datums. Anschließend folgt nur ein wenig zusammenfassender Text, der mit den Worten „Am 12. Oktober kam die geheime Staatspolizei“ beginnt und von der Verhaftung der Wirts-Eheleute sowie einem Verhör der Guttentags berichtet. Im selben Absatz merkt Guttentag an, dass es einen geplanten Abschiedsbrief seiner Frau nicht mehr geben wird und formuliert selbst endgültig: „Vergeßt nicht, daß wir immer an euer Bestes gedacht haben, daß aber unser Leben abgeschlossen ist. Wir hatten alles anders gedacht, aber es hat nicht sollen sein.“¹⁷⁰ Es schließen letzte Notizen an, es sind Formulierungen der eigenen Todesmitteilung, aus der der Tag der geplanten Selbsttötung hervorgeht: „Am 16. Oktober verstarb der Arzt Dr. Adolf Guttentag. Er hatte ein glückliches und schönes Leben.“¹⁷¹

Der folgende Fall der Ursula Simson (1905–1996) ist in mehrfacher Hinsicht außergewöhnlich, da die Zeiteugin selbst ihren Suizidversuch überlebt hat und Jahrzehnte später bereit war, davon Bericht zu geben. Damit bieten sich Einblicke in die Vorbereitungen einer in dieser Situation fest zum Suizid Entschlossenen –

167 Ebd., Eintrag vom 22.9.1942, S. 81.

168 Ebd., Eintrag vom 27.9.1942, S. 89.

169 Ebd., Eintrag vom 10.10.1942, S. 107.

170 Ebd., S. 111.

171 Ebd., S. 113.

vermutlich die einzige Überlieferung dieser Art überhaupt.¹⁷² Vera Bendt, der sich Simson in vielen Gesprächen anvertraut hatte, hat diese Erinnerungen in einem Aufsatz zusammengefasst.¹⁷³ Für Ursula Simson und andere war, wie sie Vera Bendt berichtete, in dieser Zeit die Aussicht auf einen möglichen Suizid „[...] auch wenn wir natürlich nicht sterben wollten, ein Trost. Es war der letzte Hoffnungsanker, der vor dem Gedanken an einen qualvollen Tod stand. Wer das Gift nicht hatte, war arm dran.“¹⁷⁴

Nachdem es Ursula Simson gelungen war, eine ausreichende Menge Veronal zu beschaffen, habe es im nächsten Schritt gegolten, Vorbereitungen zu treffen für den möglichen Tag X und die Umstände so zu planen, dass sichergestellt war, nach der Tat nicht zu früh aufgefunden zu werden. Laut Simson hatte sich mit der Zeit herumgesprochen, dass man im Jüdischen Krankenhaus bei den Eingelieferten nach Suizidversuch vielfach auf „Rettungsversuche“ verzichtete.¹⁷⁵ Dafür gab es jedoch keine Garantie und dass den Überlebenden als Strafe die sofortige Deportation drohte, war Simson zufolge ebenso bekannt. Außerdem sei eine weitere Sorge verbreitet gewesen: nämlich die, als „Selbstmörder“ in der Pathologie zu landen. Aus all diesen Gründen sei es wichtig gewesen, Vertrauenspersonen zu finden, die Sorge dafür trugen, dass die Menschen nach dem suizidalen Akt nicht zu früh aufgefunden wurden. Auch der jüdische „Krankenbehandler“ konnte diese Vertrauensperson sein. Anlässlich eines fiktiven Hausbesuchs habe dieser nach vollendetem Suizid eine andere Todesursache eintragen können, um polizeiliche Ermittlungen zu verhindern.¹⁷⁶ Noch gefragter als Veronal war Ursula Simson zufolge „die Morphiumspritze“, die nur über Beziehungen beschafft und mit medizinischer Expertise benutzt werden konnte. Hiermit konnten Suizide verdeckt verübt und anschließend eine natürliche Todesursache angegeben werden. Beide Punkte – nicht entdeckte beziehungsweise verschleierte Selbsttötungen – lassen weitere Dunkelziffern jenseits der Statistiken vermuten.¹⁷⁷

172 Ursula Simson hatte ihre Geschichte Vera Bendt erzählt, die sie verschriftlicht hat. Simsons Fall wurde bereits im erwähnten Aufsatz vorgestellt. Vgl. Ohnhäuser, Verfolgung, Suizid und jüdische Ärzte.

173 Bendt, Vera, „Ich war eine Geltungsjüdin im Dritten Reich“. Der Lebensweg von Ursula Simson (1905–1996) im Nationalsozialismus, in: Berlin in Geschichte und Gegenwart, Jahrbuch des Landesarchivs Berlin, Berlin 2009, S. 311–348.

174 Ursula Simson, zit. nach ebd. S. 327.

175 Mehr zu den Vorgängen im Jüdischen Krankenhaus in den folgenden Abschnitten.

176 Vgl. Bendt, Der Lebensweg von Ursula Simson, S. 329.

177 In der Zeit des massenhaften Abtauchens wurden wiederum oftmals fingierte Abschiedsbriefe hinterlassen, um hier den eigenen Tod vorzutäuschen in der Hoffnung auf eine ausbleibende Personenfahndung.

Im Falle von Ursula Simson und ihrem Vater hatten alle Vorbereitungen nichts genutzt. Von einer plötzlichen Verhaftungswelle am 5. März 1943 überrascht, waren sie zu einer ungeplanten und hastigen Einnahme der Tabletten – Berthold Simson noch in der Wohnung, Ursula Simson auf dem Weg in die Sammelstelle Levetzowstraße – gezwungen. Beide erwachten mit ausgepumptem Magen auf der „Gefangenenstation“ des Jüdischen Krankenhauses, wurden anschließend aber nicht in die Sammelstelle verbracht, sondern aus ungeklärten Gründen entlassen. Ursula Simson wurde in das St. Hedwig-Krankenhaus verlegt und dort über viele Monate, bis in den November 1943, zu ihrem Schutz auf der Krankenstation behalten. Wer genau hierfür aus Pflege und Ärzteschaft verantwortlich war, ist nicht bekannt, doch Vera Bendt zufolge sprach Simson oft hierüber im Allgemeinen, weil sie wollte, dass diese Rettung nicht in Vergessenheit geraten solle.¹⁷⁸ Berthold Simson hingegen konnte sich zuhause von den Strapazen nach seinem Suizidversuch nicht mehr erholen, er blieb bettlägerig und starb am 18. Juli 1943, wenige Tage nach seinem 82. Geburtstag. An seinem Beispiel zeigt sich einmal mehr die Schwierigkeit einer eindeutigen Bestimmung und Abgrenzung verfolgungsbedingter Todesursachen. Die auf dem Papier „natürliche Todesursache“ lässt sich nach Kenntnis des Schicksals von Berthold Simson jedenfalls nur schwerlich als eine solche qualifizieren.

Für einen umfassenden Blick auf das Gesamtphänomen bedarf es neben der Rekonstruktion solcher Einzelschicksale sowohl einer Vertiefung von einzelnen Biografien – und damit den Wegen der handelnden Menschen zur Suizidentscheidung – wie auch dem Versuch einer Quantifizierung. Im nächsten Kapitel werden daher verfügbare Zahlen zu den Suiziden für Berlin vorgestellt, mit den Deportationen in Bezug gesetzt und letztlich auch darüber hinausgehend interpretiert.

2.4 Der letzte Ausweg in Zahlen: Zusammenhänge und Unterschiede

Erfahrungsberichte und Erinnerungen wie die hier vorgestellten bilden eine wichtige Grundlage für die qualitative, vertiefende Annäherung an die Suizidthematik. Sie liefern Einblicke in damalige Entscheidungen Einzelner sowie in die Bandbreite des Themas insgesamt. Der Aufzählung solcher Einzelerfahrungen muss die Frage folgen, welches Maß an Generalisierung für die beschriebene Gruppe hieraus abgeleitet werden kann. Denn allein durch die Auswahl und Präsentation können letztlich viele Aspekte so dargestellt werden, dass der Eindruck von großer zeitgenössischer Präsenz entstehen kann. Nicht zuletzt deswegen ist es erforderlich, sich

¹⁷⁸ Vgl. Bendt, Der Lebensweg von Ursula Simson, S. 332.

auch vonseiten einer quantitativen Betrachtung der Thematik anzunähern. Keine der Perspektiven ist für sich alleine stehend in der Lage, komplexe Phänomene wie in diesem Fall die Selbsttötungen im Verfolgungskontext ausreichend zu beleuchten. Auch nach Betrachtung beider Perspektiven bleiben Interpretationsspielräume bestehen. Doch im besten Fall kann es gelingen, mit der Zusammenführung von Individual- und statistischer Zahlenebene einen nachvollziehbaren Überblick zu erreichen.

Die Quellen, die über Einzelberichte und Abschiedsbriefe hinaus einen Überblick bieten können über die Suizide zur Zeit der NS-Verfolgung, insbesondere für Berlin, wurden in den letzten Jahren bereits verschiedentlich genutzt und vorgestellt. So verband Anna Fischer ihre biografische Sammlung „Erzwungener Freitod“ mit einer Auswertung der Bücher des Jüdischen Friedhofs Weißensee.¹⁷⁹ Christian Goeschel zeigte 2009 in „Suicide in Nazi Germany“ die amtliche Polizeistatistik zu Suiziden für Berlin, und 2014 wurde zusätzlich eine Auswertung der Aufnahmebücher des Jüdischen Krankenhauses im Aufsatz des Verfassers präsentiert.¹⁸⁰ Gerade die beiden letztgenannten Quellen beinhalten Informationen, die über reine Fallzahlen hinausgehen – wie etwa zur Altersstruktur, Geschlechterverteilung und Tötungsarten – und bieten damit Ansatzpunkte für eine vertiefende Analyse.

Im Folgenden sollen zunächst die verfügbaren Zahlen zu den Selbsttötungen von Juden in Berlin zur Zeit der Deportationen noch einmal vorgestellt und anschließend miteinander in Beziehung gesetzt werden. Überlieferte Zahlen des Jüdischen Krankenhauses, des Jüdischen Friedhofs Weißensee sowie aus der Jüdischen Gemeinde decken dabei drei zentrale Institutionen jüdischen Lebens in Berlin ab – zentral somit insbesondere auch mit Blick auf den Verfolgungskontext. Ergänzt werden die hierin liegenden Informationen um die amtliche Polizeistatistik für Berlin sowie reichsweite Zahlen. Ein Ziel ist es hierbei, den Zusammenhang zwischen den einzelnen Deportationen in den Osten und der Prävalenz von Selbsttötungen genauer nachzuzeichnen.

2.4.1 Bestattungen auf dem Jüdischen Friedhof Weißensee

Bereits im Zuge seines eindringlichen Erinnerungsberichts hatte der auch auf dem Friedhof tätige Rabbiner Martin Riesenburger auch Zahlen zu den nach Suizid bestatteten Toten genannt. Die Zahl von 1.907 im Zeitraum 1933 bis 1945 wurde von Anna Fischers Recherchen weitgehend bestätigt (1.974).¹⁸¹

¹⁷⁹ Vgl. Fischer, *Erzwungener Freitod*.

¹⁸⁰ Vgl. Ohnhäuser, *Verfolgung, Suizid und jüdische Ärzte*.

¹⁸¹ Vgl. Riesenburger, *Das Licht verlöschte nicht*, S. 76 sowie Fischer, *Erzwungener Freitod*, S. 14 f.

Adolf Wolffsky (1898–1975) war zur Zeit der Deportationen Mitarbeiter bei der Berliner Jüdischen Gemeinde. In der „Sammlung Adolf Wolffsky“ im Jüdischen Museum befindet sich ein Notizzettel, auf den die Bestattungszahlen des Jüdischen Friedhofs Weißensee für jeden Monat notiert und dabei die Suizide separat aufgeführt wurden.¹⁸² Da sich die Gesamtzahlen weitestgehend sowohl mit den von Anna Fischer wie auch zuvor von Martin Riesenburger präsentierten decken, werden sie hier verwendet. Auch deshalb, weil dem Dokument eine Aufstellung der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland zur Gesamtzahl der aus Berlin „Abgewanderten“ beiliegt, zu der es in Bezug gesetzt wird. Nach dieser Auflistung (Stand: 1. Juni 1944) wurden innerhalb von 18 Monaten ab dem Beginn der Deportationen insgesamt 44.321 Menschen aus Berlin deportiert.¹⁸³ In den darauffolgenden 14 Monaten bis Mai 1944, hier endet die Aufstellung, waren es demnach noch einmal 4.206 Personen. Von diesem Zeitpunkt an wurden bis Ende März 1945 noch 507 Menschen deportiert.¹⁸⁴

Die handschriftliche Aufstellung der Bestattungen aus Weißensee beginnt ab Januar 1939 und endet mit den Zahlen aus dem Februar 1945. Unmittelbare Zusammenhänge mit den Novemberpogromen 1938 lassen sich somit hieraus nicht mehr erschließen, wobei im Januar 1939 die meisten Suizide des Jahres begangen wurden und es sich damit noch um Nachwirkungen der gewaltsamen Ereignisse handeln könnte. Ab 1939 liegt die Anzahl der offiziellen Bestattungen nach Suizid fast drei Jahre lang (33 Monate) ohne größere Schwankungen bei durchschnittlich sechs pro Monat.

Mit dem Beginn der Deportationen im Oktober 1941 steigt diese Zahl rapide an (September: 6, Oktober: 51, November: 108 Suizide). Kwiet und Eschwege bezeichnen die anschließende Phase als „Selbstmordepidemie“.¹⁸⁵ In der Folge werden daher vor allem die 18 Monate der massenhaften Verschleppungen (Oktober 1941 – März 1943) betrachtet, einzelne Zeiträume darin noch einmal genauer.

In diesen 18 Monaten lag die Zahl der in Weißensee registrierten Bestattungen nach einem Suizid nun im Durchschnitt bei 66 pro Monat und hatte sich damit vervielfacht. Von August bis Dezember 1942 entfielen konstant zwischen 30 % und 40 % aller Bestattungen auf solche nach einem Suizid. Allein in den anderthalb Jahren ab dem Beginn der Deportationen mussten somit auf dem Friedhof Weißensee

182 Jüdisches Museum Berlin, Sammlung Adolf Wolffsky, Konvolut/290; 2014/48/32.

183 Jüdisches Museum Berlin, Sammlung Adolf Wolffsky, Konvolut/290; 2014/48/31-002. Die Zahlen decken sich hierbei bis auf minimale Abweichungen mit den Zahlen der Reichsvereinigung, die auch auf der Seite www.statistik-des-holocaust.de [30.06.2024] einsehbar sind.

184 Zeitraum Juni 1944 bis März 1945: summierte Transportzahlen aus statistik-des-holocaust.de.

185 Vgl. Kwiet und Eschwege, Selbstbehauptung und Widerstand, S. 205.

1.183 Menschen bestattet werden, die ihr Leben selbst beendet hatten. Martin Riesenburger berichtete später:

Tag für Tag wurden zahlreiche Menschen auf dem Friedhof eingeliefert, die, innerlich zermürbt, den Freitod den entsetzlichen Qualen, Folterungen und Misshandlungen vorzogen. Alle Giftmittel standen hoch im Kurs. [...] Es hat Wochen gegeben, in denen die Anzahl dieser Freitode so groß war, daß wir oft bis in die Abendstunden hinein Beerdigungen vollzogen.¹⁸⁶

Im März 1943 ging der letzte der vier großen „Alterstransporte“ mit 1.120 Menschen von Berlin nach Theresienstadt ab.¹⁸⁷ Der größte Teil der insgesamt aus Berlin verschleppten Juden, etwa 90 %, war nun deportiert worden. Entsprechend sanken auch die Suizidzahlen nach dem März 1943 abrupt (s. Tab. 1).

Tab. 1: Bestattungen insgesamt und Bestattungen nach Suizid auf dem Jüdischen Friedhof Weißensee (eigene Darstellung; Zahlengrundlage: Jüdisches Museum Berlin, Sammlung Adolf Wolffsky, Konvolut/290; 2014/48/31-001b).

Monat	1941		1942		1943	
	Bestattungen	davon nach Suizid	Bestattungen	davon nach Suizid	Bestattungen	davon nach Suizid
Januar	232	4	207	41	181	43
Februar	242	6	278	54	179	30
März	242	7	276	27	239	105
April	222	2	341	83	119	21
Mai	198	11	225	12	61	9
Juni	167	8	280	52	38	5
Juli	171	–	268	63	19	5
August	159	10	310	103	17	2
September	172	6	347	133	20	3
Oktober	205	51	276	100	23	3
November	286	108	238	74	23	2
Dezember	280	41	184	63	28	3
gesamt	2.556	254	3.230	805	937	230

¹⁸⁶ Riesenburger, Das Licht verlöschte nicht, S. 74.

¹⁸⁷ Vgl. www.statistik-des-holocaust.de [20.05.2023]. Alle hier angegebenen Zahlen der Transporte ab Berlin beziehen sich auf die Deportationen aus dem Bereich der Berliner Bezirksstelle.

Da auf dem Jüdischen Friedhof nur Personen jüdischen Glaubens bestattet wurden, fehlen Zahlen für Suizide von Verfolgten, die zuvor konvertiert oder Atheisten waren und aufgrund ihrer Abstammung oder auch aus politischen Gründen verfolgt wurden.¹⁸⁸ So verfuhrten die Kommunen aufgrund fehlender zentraler Vorgaben unterschiedlich bei Bestattungen von „Nichtariern“. Die Stadt München zum Beispiel verbot ihren christlichen Friedhöfen bereits Ende 1933 die Bestattung der Asche „christlicher Juden“. Im oberpfälzischen Weiden hingegen wurde der örtliche Friedhof um ein Grundstück erweitert, um dort „nichtarische“ Personen zu beerdigen.¹⁸⁹ Arthur Nicolaier musste sich auch mit diesem Thema beschäftigen, war doch eine Beisetzung im Leipziger Familiengrab nicht mehr möglich. Die Entscheidung fiel auf den Friedhof in Berlin-Wilmersdorf, dort existierte ein abgetrennter Bereich für Urnen von „Nichtariern“.¹⁹⁰

Für den Jüdischen Friedhof Weißensee als Ort der Bestattung können die Zahlen hingegen als verlässlich angesehen werden. Die massenhaften Selbsttötungen im zeitlichen Verlauf des Deportationszeitraums gehen hieraus deutlich hervor (Abb. 1).

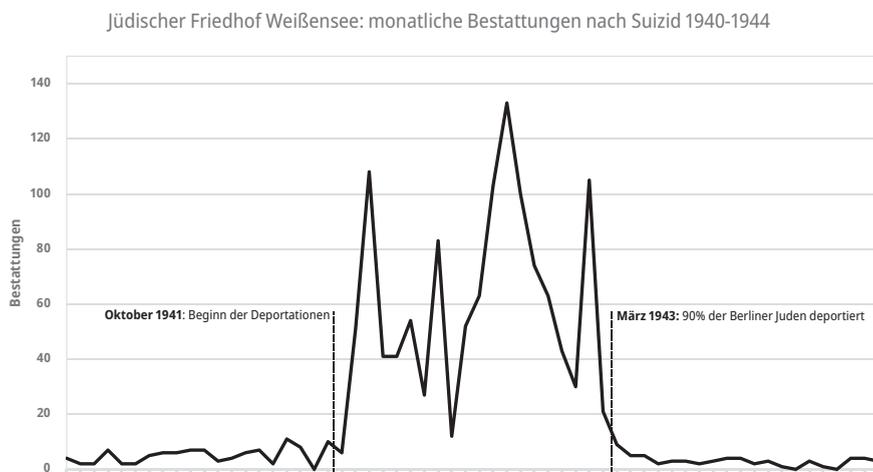


Abb. 1: Der Suizid als Massenphänomen im Zeitraum der Deportationen (eigene Darstellung; Zahlengrundlage: Jüdisches Museum Berlin, Sammlung Adolf Wolffsky, Konvolut/290; 2014/48/31-001b).

188 Eine genaue Abgrenzung ist hier jedoch weder zielführend noch möglich. Ab einem gewissen Zeitpunkt waren Erdbestattungen von „Nichtariern“ nur noch auf dem Jüdischen Friedhof erlaubt. Zu wie vielen dieser Bestattungen es letztlich gekommen ist, bleibt unklar.

189 Vgl. Wirsching Andreas, Jüdische Friedhöfe in Deutschland 1933–1957, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 50, 1, (2002), S. 1–40, hier S. 14.

190 Diese Information entstammt den Briefen von Carola Ebstein, Arthur Nicolaiers Nichte, die sich um die Vorbereitung und Durchführung der gewünschten Urnenbestattung kümmerte.

Für eine Betrachtung des Zusammenhangs mit den jeweiligen Abfahrtstagen der Deportationszüge aus Berlin sind sie allein jedoch nur bedingt geeignet. Ein Grund hierfür liegt in den zum Teil erheblichen Verzögerungen zwischen Todeszeitpunkt und Bestattung.¹⁹¹

Zur weiteren Annäherung sollen daher zusätzlich die amtliche Polizeistatistik sowie das Aufnahmebuch des Jüdischen Krankenhauses hinzugezogen werden.

2.4.2 Die amtliche Polizeistatistik

Bereits Christian Goeschel hat in seiner Arbeit *Zahlen und Diagramme* auf Basis der amtlichen Polizeistatistik präsentiert.¹⁹² Für diese Untersuchung sollen die Statistiken weitergehend ausgewertet und vertiefend kontextualisiert werden.

Die Zahlen der Polizeistatistik belegen den Verlauf der Suizidhäufigkeit, wie er aus den Weißensee-Zahlen hervorgeht. Durch die entstandenen Verzögerungen vom Tag des Todes bis zur Bestattung auf dem Friedhof, weichen beide Quellen zwar monatsweise teils erheblich voneinander ab, bestätigen aber den Verlauf im Ganzen.

Während die Aufstellung für den Friedhof Weißensee im Jahr 1942 insgesamt 805 Beerdigungen von Menschen vermerkt, die zuvor Suizid begangen hatten, weist die Polizeistatistik 888 Suizide von Juden nach NS-Definition für diesen Zeitraum aus.¹⁹³ Setzt man diese ins Verhältnis zur Gesamtzahl der im Jahr 1942 aus dem Bereich der Bezirksstelle Berlin deportierten Menschen (23.084), würde dies einer Suizidrate von 3,8 % unter den zur Deportation vorgesehenen Menschen entsprechen.¹⁹⁴ Von einer Dunkelziffer muss weiterhin ausgegangen werden – zum Beispiel mit Blick auf nicht entdeckte oder bewusst verschleierte Suizide.¹⁹⁵ Und:

191 So weist die Polizeistatistik bspw. 91 Suizide für Januar 1942 und 17 für den Februar aus, in dem kein Transport von Berlin abging (Januar: drei „Osttransporte“). In der Weißensee-Aufstellung lauten die Zahlen 41 und 54 für die beiden Monate, was damit zu erklären sein dürfte, dass viele Bestattungen der Januar-Toten erst im Februar stattfanden. Da jeder Suizid kriminalpolizeilich erfasst wurde, konnte es dauern, bis die Toten vonseiten der Pathologie freigegeben wurden.

192 Vgl. Goeschel, *Selbstmord im Dritten Reich*, S. 309 ff.

193 LAB, A Pr Br Tit 198B Rep 030-03, Nr. 1624.

194 Zur Berechnung: Auf den ersten Blick mag es nicht korrekt erscheinen, die Rate als Verhältnis der Suizide zur Anzahl der tatsächlich deportierten Menschen darzustellen. Da den jeweiligen Transporten jedoch Sollzahlen vorgegeben waren, die zumeist akribisch eingehalten wurden, wäre die Gesamtzahl pro Monat oder Jahr auch ganz ohne Suizide unverändert geblieben. Die „Lücken“ in den Transportlisten, die durch Suizide, Suizidversuche oder Flucht entstanden, wurden indes in der Regel wieder „aufgefüllt“, um die Sollzahlen zu erreichen.

195 Im weiteren Verlauf kam es vice versa auch zu einer gewissen Anzahl fingierter Suizide bzw. zu Abschiedsbriefen, die Menschen vor dem Untertauchen hinterließen, um die Verfolger

allein auf die vollendeten Suizide zu schauen, würde zu kurz greifen. Die Polizeistatistik weist ebenso Suizidversuche mit aus, die von allen suizidalen Handlungen der Verfolgten etwa 15–20 % ausmachen. Die Dunkelziffer dürfte hierbei wiederum noch höher liegen als bei den vollendeten Suiziden, da gescheiterte Versuche überhaupt nur nach Krankenhauseinlieferungen dokumentiert werden konnten.¹⁹⁶ Nimmt man allein die für das Jahr 1942 polizeilich registrierten Suizidversuche (168) hinzu, beträgt die Rate 4,6 %.

Zu ähnlichem Ergebnis führt eine Stichprobe mit den Zahlen für August 1942. Den 4.563 Deportierten in diesem Monat stehen 182 Suizide und 38 Suizidversuche laut Polizeistatistik gegenüber (Suizidquote 4 %, Entziehungsquote 4,8 %).¹⁹⁷ Der Anteil der vollendeten Suizide liegt in diesen beiden Stichproben somit jeweils bei etwa 4 Prozent, was sich mit vorherigen Untersuchungen und Schätzungen deckt. Für den oben erwähnten Gesamtzeitraum der massenhaften Verschleppung liegt die Rate der vollendeten Suizide etwas niedriger bei 3 %.¹⁹⁸ Nimmt man die (weniger) dokumentierten Suizidversuche hinzu und spricht allgemein von einer Entziehungsquote, so haben sich in Berlin mindestens 4 % der als Jüdinnen und Juden Verfolgten im Zeitraum der Deportationen ebendiesen aktiv durch Suizid entziehen wollen.

Der Begriff der Entziehungsquote eignet sich insbesondere für den integrierenden Blick auf die Gruppe der Untergetauchten. Eine Zusammenführung der

in die Irre zu führen. Diese Fälle finden aber keinen Niederschlag in den vorgestellten Statistiken und somit muss hier weiterhin von der absoluten Untergrenze ausgegangen werden.

196 Gleichwohl zeigt sich ein deutlicher Unterschied zu den dokumentierten Suizidversuchen der „arischen“ Berliner. Demnach scheiterten in dieser Gruppe 39,5 % aller Versuche, gegenüber nur 15,9 % unter den Verfolgten. Bei aller gebotenen Vorsicht hinsichtlich der Erfassungsgenauigkeit, dürfte dennoch unter den Verfolgten ein stärkerer Wille und Druck zur erfolgreichen Umsetzung der Tat bestanden haben, als es bei suizidalen Handlungen aus einem ganzen Bündel an verschiedenen Motivationen heraus der Fall ist – wie in Normalzeiten oder hier in Bezug auf die restliche Berliner Bevölkerung.

197 Zahl der Deportierten aus öffentlich verfügbaren Transportlisten unter www.statistik-des-holocaust.de (zwei „Osttransporte“, 19 Transporte nach Theresienstadt, ein „großer Alterstransport“) [14.03.2022].

198 Dies liegt an deutlich weniger Suiziden im Verhältnis zur Zahl der Deportierten im ersten Quartal 1943 (IV/1941: 3,5 %, I–IV 1942: 3,8 %, I/1943: 1,4 %). Die geringere Rate ist vermutlich darauf zurückzuführen, dass mit den letzten großen „Osttransporten“ die bis dahin arbeitsfähigen und u. a. in Rüstungsbetrieben zwangsbeschäftigten Juden abtransportiert wurden, die im Durchschnitt wesentlich jünger waren als die Deportierten zuvor. Es mag zudem eine Rolle gespielt haben, dass die Abholungen immer überraschender durchgeführt wurden und die Menschen somit einer Entscheidungs- und Vorbereitungszeit beraubt waren; so etwa im Zuge der „Fabrikaktion“, in deren Rahmen weniger Tage tausende Juden teils aus den Betrieben heraus verhaftet worden waren.

Gruppen unter der thematischen Klammer einer bewussten und aktiven Entziehung vor dem Zugriff durch die Verfolger lässt den Anteil dieses Personenkreises auf etwa 12–15 Prozent anwachsen.¹⁹⁹

Bei aller gebotenen Vorsicht hinsichtlich der Erfassungsgenauigkeit und der Dunkelziffer ist davon auszugehen, dass die amtliche Polizeistatistik dennoch die vollständigste Basis der heute noch verfügbaren Zahlen bildet. Wegen der gesetzlich vorgeschriebenen kriminalpolizeilichen Untersuchung bei Suizidfällen, inklusive einer Überführung in die Pathologie zur ärztlichen Ermittlung des Todeszeitpunkts, eignet sich diese Statistik auch am ehesten für einen chronologischen Abgleich mit den Deportationen aus Berlin. Zudem weist die Statistik für den betreffenden Zeitraum alle Jüdinnen und Juden nach NS-Definition separat aus, was letztlich einen vergleichenden Blick auf die Suizidzahlen von „Nichtjuden“ in Berlin ermöglicht.

Blick über Berlin hinaus – reichsweite Zahlen

Analog zur Berliner Polizeistatistik existiert auch eine Selbstmordstatistik für das Reichsgebiet.²⁰⁰ Aus dieser gehen 3.879 dokumentierte Suizide von Jüdinnen und Juden hervor, alleine von Januar 1940 bis Mitte 1944. Wenn auch hier mit Unvollständigkeit und kumulierten Dunkelziffern gerechnet werden muss, sodass ebenfalls keine verlässliche Gesamtzahl abgeleitet werden kann, geht durch den Vergleich mit den Berliner Zahlen auch hieraus die Dynamik des Suizidgeschehens deutlich hervor.

So nahmen sich den reichsweiten Zahlen zufolge allein in den ersten drei Monaten der Deportationen (Oktober-Dezember 1941) 677 verfolgte Juden das Leben – und damit so viele wie in den 21 Monaten zuvor (679) seit Januar 1940. In Berlin liegt die Zahl der Suizide in den betrachteten drei Monaten sogar noch deutlich höher als in diesem Vergleichszeitraum (177 Suizide 01/40 – 09/41 vs. 243 Suizide 10/41 – 12/41). Hier nahmen sich alleine im August 1942, dem erwähnten Monat mit den meisten Deportierten aus Berlin, mit 182 Menschen mehr Verfolgte das Leben als in den besagten 21 Monaten.

Die nachfolgende Abbildung bietet einen Überblick über den Verlauf der Verfolgungssuizide im Zeitraum von zwei Jahren (Sommer 1941 – Sommer 1943), die Zahlen für Berlin und das Reichsgebiet je Quartal sind hierbei vergleichend über-

199 Siehe Kapitel II. 3.2.

200 Die „Selbstmordstatistik auf dem deutschen Reichsgebiet“ wurde der Website „Statistik und Deportation der jüdischen Bevölkerung aus dem Deutschen Reich“ entnommen und ist dort mit einer Bundesarchiv-Signatur hinterlegt (BA R 55/21315), vgl. https://www.statistik-des-holocaust.de/stat_ger_ber.html [13.02.2023].

einandergelegt (Abb. 2). So kam es zum Beispiel beiden Quellen zufolge zu einer Verfünffachung der Suizide zwischen dem 3. und 4. Quartal 1941, welches ab Oktober den Beginn der reichsweiten forcierten Deportationen markiert.²⁰¹

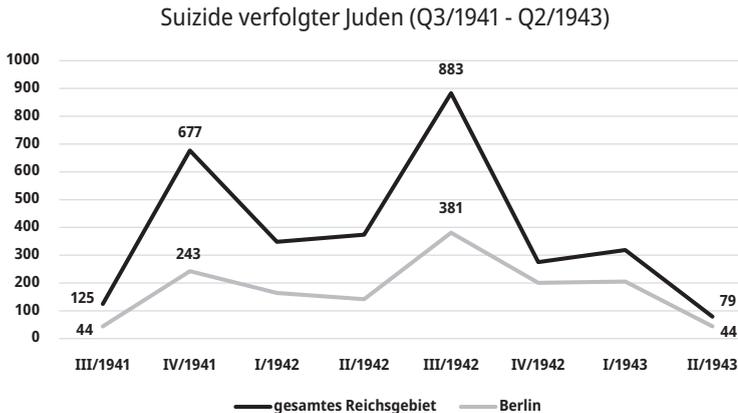


Abb. 2: Suizide verfolgter Juden in Berlin und im Reichsgebiet im 2-Jahresverlauf (eigene Darstellung; Grundlage: Berliner Polizeistatistik, LAB, A Pr Br Tit 198B Rep 030-03, Nr. 1624 und „Selbstmordstatistik auf dem deutschen Reichsgebiet“, BA R 55/21315, von www.statistik-des-holocaust.de/stat_ger_ber.html).

Auch der Blick auf einzelne Städte lohnt für eine weitere Annäherung. Für Hamburg beispielsweise sind mindestens 319 Suizide von verfolgten Juden dokumentiert, davon 190 ab dem Beginn der Deportationen. Aufgrund der wesentlich geringeren Zahl von jüdischen Einwohnern in Hamburg liegen die Suizide prozentual ähnlich hoch oder höher als in Berlin.²⁰² Jedem Fall wurde hier polizeilich nachgegangen und daher aktenmäßig erfasst, unter anderem auch die hinterlassenen Abschiedsbriefe. Aus diesen geht laut Beate Meyer hervor, dass einige die Entscheidung lange im Voraus getroffen hatten und vollzogen, sobald der Deportationsbescheid eingetroffen war.²⁰³ In Frankfurt am Main, seinerzeit die zweitgrößte jüdische Gemeinde in Deutschland, wählten mindestens 900 Menschen den Suizid

201 Frühere Deportationen aus anderen Gebieten des Deutschen Reichs vor Oktober 1941 wurden in dieser Darstellung nicht berücksichtigt.

202 Vgl. Meyer, Beate, *Die Deportationen der Hamburger Juden 1941–1945*, in: Dies. (Hrsg.), *Die Verfolgung und Ermordung der Hamburger Juden 1933–1945. Geschichte, Zeugnis, Erinnerung*, Göttingen 2006, S. 42–78, hier S. 54.

203 Vgl. ebd., S. 55.

als letzten Ausweg.²⁰⁴ Für München hat zuletzt Maximilian Strnad 274 nachgewiesene Suizide genannt.²⁰⁵ Eine Auswertung des NS-Dokumentationszentrums in Köln erbrachte 101 dokumentierte Selbsttötungen ab Juli 1938.²⁰⁶

Auch für Wien hat Wolfgang Schellenbacher, auf der Grundlage einer Datenbank, den Zusammenhang zwischen Deportationsgeschehen und Suizidhäufungen jüngst mit Zahlen belegt. Insgesamt ist es hier allein zwischen 1938 und 1945 zu mindestens 1.100 Verfolgungssuiziden gekommen.²⁰⁷ Wien wurde in die folgende Übersicht integriert, in der die Berliner 2.000 Verfolgungssuizide nur die unterste Grenze darstellen können, basierend auf annähernd dieser Anzahl an Bestattungen nach einem Suizid alleine auf dem Jüdischen Friedhof Weißensee (Tab. 2).²⁰⁸

Tab. 2: Dokumentierte Verfolgungssuizide in ausgewählten Großstädten (eigene Darstellung).

Großstadt	Verfolgungssuizide
Berlin	2.000
Frankfurt	900
Hamburg	319
München	274
Köln	101
Wien	1.100
gesamt	4.694

Wie lassen sich all diese Zahlen und Aufstellungen nun einordnen in das allgemeine „Suizidgeschehen“ Berlins zu dieser Zeit? Zur Beantwortung der Frage ist unter anderem die auf Basis der Nürnberger Gesetze ausgewiesene Polizeistatistik hilfreich.

204 Vgl. zu den letzten Zahlen Drummer, Heike und Zwilling, Jutta, Freitag als letzter Ausweg: Juden vor der Deportation, Website des Frankfurter Instituts für Stadtgeschichte, Beiträge zu „Frankfurt am Main 193–1945“, 2011, <https://www.frankfurt1933-1945.de/beitraege/deportationen/beitrag/freitag-als-letzter-ausweg-juden-vor-der-deportation> [21.04.2023].

205 Vgl. Strnad, Maximilian, Privileg Mischehe? Handlungsräume „jüdisch versippter“ Familien 1933–1949, Göttingen 2021, S. 322. Der Münchner Historiker hatte schon in vorhergehenden Arbeiten den Suiziden im Verfolgungskontext besondere Aufmerksamkeit gewidmet, vgl. zum Beispiel Ders., Zwischenstation „Jüdensiedlung“. Verfolgung und Deportation der jüdischen Münchner 1941–1945, München 2009, S. 150–152.

206 Die Zahl basiert auf einer mehrjährigen Auswertung der Sterbeurkunden von 16 Kölner Standesämtern, Dank für die Übermittlung (am 9.12.2020) an Nina Matuszewski, NS-DOK Köln.

207 Vgl. Schellenbacher, From Exclusion, Deprivation and Persecution to Suicide, S. 94.

208 Eigene Darstellung auf Grundlage der erwähnten Dokumentationen.

Im Vergleich der beiden Gruppen – durch die NS-Behörden als „Juden“ und „Nicht-Juden“ differenziert – stechen zum einen bei den Verfolgungssuiziden die starken Schwankungen im Verlauf hervor (Abb. 3). Außerdem wird hier deren extrem hoher Anteil an den Gesamtzahlen deutlich: Im Jahr 1942 wurden (gemittelt) 38,5 % aller Suizide in Berlin von verfolgten Juden verübt.

In den beiden Monaten des Jahres 1942, in denen keine Deportationen durchgeführt worden waren, wurden zugleich auch die wenigsten Suizide unter den Verfolgten dokumentiert (Februar: 17, Mai: 25). Konträr zeigt sich das Bild hingegen im August 1942, dem Monat mit den meisten abgehenden Deportationen von Berlin: allein für diesen Monat wurden 182 Suizide von Juden registriert. Im August 1942 nahmen sich damit deutlich mehr Verfolgte als „nichtjüdische“ Berliner das Leben – und das bei einem Anteil von nur noch unter 1,5 % an der Gesamtbevölkerung Berlins im Jahr 1942.²⁰⁹ Reichsweit betrachtet nahmen sich im Jahr 1942 durchschnittlich zwischen fünf und sechs Jüdinnen oder Juden das Leben – pro Tag.²¹⁰ Hierbei sind die tagesabhängigen Dynamiken selbstverständlich nicht abgebildet.

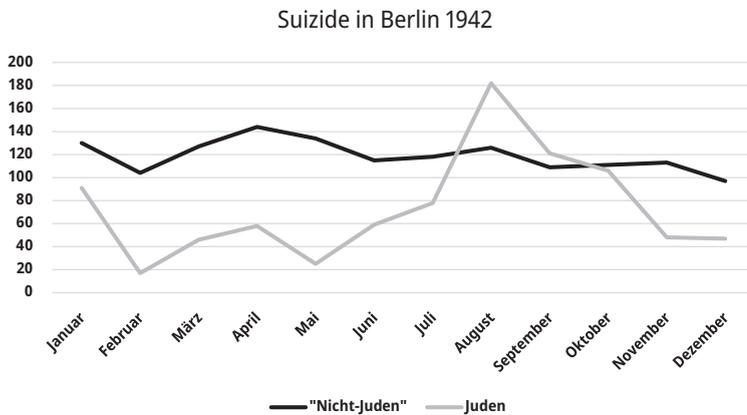


Abb. 3: Suizide in Berlin 1942 (eigene Darstellung; Grundlage: Berliner Polizeistatistik, LAB, A Pr Br Tit 198B Rep 030-03, Nr. 1624).

209 Die Zahl beruht auf den Angaben, dass in Berlin Ende 1941 unter 4,38 Mio. Einwohnern noch höchstens 60.000 Juden lebten. Ende 1942 waren es nur noch 33.000. Vgl. Loose, Ingo, Von der Entrechtung zur Deportation: Die Berliner Juden 1933–1941, in: Stiftung Topographie des Terrors (Hrsg.), Berliner Juden im Getto Litzmannstadt 1941–1944. Ein Gedenkbuch, Berlin 2009, S. 20–31. Hier: S. 31.

210 Bei 2.016 Selbsttötungen, die in der reichsweiten Statistik für 1942 aufgeführt sind (BA R 55/ 21315), vgl. https://www.statistik-des-holocaust.de/stat_ger_ber.html [13.02.2023].

All diese Relationen lassen nur erahnen, welche Dimension die Option der Selbsttötung im Verfolgungskontext zu diesem Zeitpunkt unter den Betroffenen angenommen hatte. Die zahlreichen Berichte aus der Zeit über die teils dramatische Zunahme von Suiziden und Suizidversuchen finden somit in diesen Zahlen ihren deutlichen Niederschlag.

2.4.3 Aufnahmen im Jüdischen Krankenhaus

Für Berlin liefert mit dem Aufnahmebuch des Jüdischen Krankenhauses von 1942 noch ein anderer Quellenbestand zusätzliche Informationen zur Rekonstruktion der Ereignisse.²¹¹ Neben dem Aufnahmegrund finden sich hierin auch Angaben zum Alter und Geschlecht sowie zum Behandlungserfolg. Mithilfe dieser Quelle kann die unmittelbare Verbindung zwischen Deportationen und Suiziden (und Suizidversuchen) genauer als bislang nachgezeichnet werden.

Norfried Opitz hatte bereits 1997 in seiner unveröffentlichten Dissertationsschrift die Sterbebücher des Krankenhauses (1935–1945) deskriptiv ausgewertet und berichtet für das Jahr 1942 von 1.321 Sterbefällen insgesamt im Jüdischen Krankenhaus, davon 416 infolge einer Vergiftung.²¹² Im nun ausgewerteten Aufnahmebuch sind 467 Einlieferungen nach Suizidversuch bei 1.208 Einlieferungen insgesamt vermerkt.²¹³ Es ist nicht eindeutig geklärt, ob diese Suizidversuche sämtliche Vergiftungsfälle einschließen oder ob neben dem ausgewerteten Haupt-Aufnahmebuch noch weitere Bücher verschiedener Fachabteilungen existieren, in denen weitere Aufnahmen nach Suizidversuch registriert wurden, die die Differenz erklären.²¹⁴ Wenn man die Überlebenden nach Suizidversuch (24,9 % oder 117) abzieht, kommt man auf 350 dokumentierte Sterbefälle anhand der Aufnahmebücher und damit auf 84 % aller Vergiftungstode wie von Opitz angegeben.

Sicher lässt sich jedenfalls sagen, dass in dem Haupt-Aufnahmebuch das Gros aller Fälle aus dem Jahr 1942 erfasst wurde. In beiden Rekonstruktionen (Sterbe-

211 Centrum Judaicum Archiv (CJA), Bestand 2 A 1 K, Nr. 38/1, #28, Jüdische Gemeinde zu Berlin, Jüdisches Krankenhaus.

212 Opitz, Norfried, Untersuchung über die Todesursachen der Verstorbenen aus dem Jüdischen Krankenhaus zu Berlin für die Jahre von 1935 bis 1945, Diss., Berlin 1997. Hier: S. 95.

213 Grundlage ist eine Auswertung des Haupt-Aufnahmebuchs des Jüdischen Krankenhauses.

214 Klarheit könnte z. B. ein Abgleich der noch vorhandenen Sterbe- und Aufnahmebücher im Rahmen einer Vor-Ort-Recherche im Archiv des Berliner Centrum Judaicum bringen, die dem Verfasser wie auch Rebecca Schwoch Jahre später für die Recherchen zu ihrer Habilitationsschrift mit dem Verweis auf vertrauliche Inhalte leider verwehrt wurde. Vgl. Schwoch, Rebecca, Jüdische Ärzte als Krankenbehandler in Berlin zwischen 1938 und 1945, Frankfurt a. M. 2018, S. 15 f.

fälle und Aufnahmen) machen im Jahr 1942 die Suizide und Suizidversuche 30–40 % aller Fälle im Krankenhaus aus.

Aus der folgenden Aufstellung (Tab. 3) geht der ab 1941 rapide Anstieg der Suizidfälle im Laufe der Jahre der NS-Herrschaft hervor – sowohl die absoluten Zahlen als auch den Anteil an den Gesamtsterbefällen im jüdischen Krankenhaus betreffend.

Tab. 3: Gestorbene im Jüdischen Krankenhaus Berlin insgesamt und nach Suizid, 1935–1945 (eigene Darstellung; Grundlage: Opitz, Untersuchung über die Todesursachen, S. 168).

Jahr	Gestorbene absolut	Gestorbene nach Suizid	Anteil der Suizide an allen Fällen in %
1935	443	3	0,7
1936	502	2	0,4
1937	499	3	0,6
1938	695	15	2,2
1939	790	23	2,9
1940	844	19	2,2
1941	1.005	115	11,4
1942	1.321	416	31,5
1943	425	106	24,9
1944	124	15	12,1
1945	567	6	1,1

Opitz' Auswertungen zufolge waren 300 der 416 nach Vergiftung im Krankenhaus verstorbenen Personen weiblich (72 %).²¹⁵ Fast alle der Fälle (293) gingen dabei auf Schlafmittelvergiftungen zurück.²¹⁶ Außerdem waren 247 dieser Frauen (82 %) zu dem Zeitpunkt über 60 Jahre alt.²¹⁷ Bei den Männern lag der Anteil noch etwas höher bei 89 % (103 von 116).²¹⁸

Mit Blick auf das Aufnahmebuch zeigt sich, dass die Zahl der Einlieferungen von Menschen nach einem Suizidversuch im Verlauf des Jahres 1942 ebenso wellenförmig verlief wie in der erwähnten Polizeistatistik. Auch hier zeigen sich für die beiden Monate ohne Deportationen (Februar und Mai) die wenigsten Aufnah-

²¹⁵ Vgl. ebd., S. 99.

²¹⁶ Vgl. ebd., S. 123.

²¹⁷ Vgl. ebd., S. 132. Die Altersgruppen wurden bis 70 in 10-Jahresschritten erfasst, danach in 5-Jahresschritten.

²¹⁸ Vgl. ebd., S. 163.

men (12 bzw. 10), wohingegen der August mit 87 Aufnahmen nach Suizidversuch hervorsteicht (Tab. 4).

Tab. 4: Suizide von Juden laut Polizeistatistik und Einlieferungen nach Suizidversuch im Jüdischen Krankenhaus Berlin im Jahresverlauf 1942 (eigene Darstellung; Grundlage: Berliner Polizeistatistik, LAB, A Pr Br Tit 198B Rep 030-03, Nr. 1624; Centrum Judaicum Archiv (CJA), Bestand 2 A 1 K, Nr. 38/1, #28, Jüdische Gemeinde zu Berlin, Jüdisches Krankenhaus).

1942	Jan	Feb	Mär	Apr	Mai	Jun	Jul	Aug	Sep	Okt	Nov	Dez	ges.
Polizeistatistik	91	17	46	58	25	59	78	182	121	106	48	47	888
Jüdisches Krankenhaus	70	12	46	27	10	24	33	87	57	51	23	27	467

Wegen der unterschiedlichen Fallzahlen je Statistik lohnt eine Darstellung der prozentualen Verteilung aller Suizide bzw. Suizidversuche auf die Monate des Jahres 1942. Hierdurch zeigt sich der nahezu identische Verlauf der „Suizidkurve“ noch deutlicher. Auch die reichsweite Entwicklung ist hier vergleichend mit abgebildet (Abb. 4).



Abb. 4: Prozentuale Verteilung der Verfolgungssuizide im Jahr 1942 (eigene Darstellung, Grundlage: Berliner Polizeistatistik, LAB, A Pr Br Tit 198B Rep 030-03, Nr. 1624; Centrum Judaicum Archiv (CJA), Bestand 2 A 1 K, Nr. 38/1, #28, Jüdische Gemeinde zu Berlin, Jüdisches Krankenhaus; „Selbstmordstatistik auf dem deutschen Reichsgebiet“, BA R 55/21315, von www.statistik-des-holocaust.de/stat_ger_ber.html).

Weiterhin geht aus dem Aufnahmebuch des Jüdischen Krankenhauses ein hoher Frauenanteil hervor. Drei Viertel (74 %) der 1942 nach einem Suizidversuch eingelieferten Personen waren weiblich. In der Polizeistatistik zeigt sich dies ebenfalls, wenn auch etwas geringer ausgeprägt: Zwei Drittel (68 %) der Selbsttötungen wurden von Frauen begangen. Hingegen zeigt sich das Geschlechterverhältnis bei den als „arisch“ deklarierten Berlinerinnen und Berlinern ausgeglichen. Die deutlichen Unterschiede sind wohl größtenteils auf die spezielle Sozialstruktur der Verfolgten zurückzuführen, die sich im Jahr 1942 noch in Berlin aufhielt.

Während der Frauenanteil über das Jahr hinweg wenig variiert, verändert sich die Altersverteilung der Eingelieferten deutlich. Dies dürfte maßgeblich mit den einsetzenden Deportationen nach Theresienstadt zusammenhängen, die ab Juni 1942 kontinuierlich durchgeführt wurden. Auch wenn mit den sogenannten Alterstransporten immer wieder auch junge Menschen nach Theresienstadt deportiert wurden, lag das Alter insgesamt höher. Im Aufnahmebuch schlägt sich dies nieder: das Durchschnittsalter der eingelieferten Personen nach Suizidversuch stieg ab Juni 1942 um sieben Jahre an, von zuvor 55 auf dann 62 Jahre. Das höhere Durchschnittsalter hatte vermutlich auch Auswirkungen auf die Überlebenschancen nach der Einlieferung. Dieser Aspekt soll in Teil III ausführlicher beleuchtet werden.

Dass die Suizidzahlen im Jahr mit den meisten Deportationen ihren Höhepunkt erreichen und dabei innerhalb des Jahres 1942 stark schwanken, geht wie gezeigt aus allen offiziellen Statistiken und Bestattungszahlen hervor. Da die Aufnahmebücher des Krankenhauses tagesgenau geführt wurden, lassen sich im Vergleich mit den anderen herangezogenen Quellen jedoch nur hier die Reaktionen auf die Ankündigung der Deportation noch konkreter nachzeichnen. Bricht man die Zahlen der einzelnen Jahre, Quartale und Monate weiter herunter, offenbaren sich die Schockwellen, die jede Deportation auslöste, umso deutlicher.

So wurden im Januar 1942 beispielsweise 70 Personen nach einem Suizidversuch im Jüdischen Krankenhaus aufgenommen. Die Hälfte dieser Aufnahmen (34) entfiel dabei jedoch auf lediglich zwei Tage, nämlich den 17. und 23. Januar. Diese wiederum lagen jeweils zwei Tage vor großen „Osttransporten“ nach Riga am 19. und 25. Januar. Hier zeigt sich der unmittelbare Zusammenhang zwischen der Ankündigung der Deportation und dem damit verbundenen Ende der letzten Hoffnungen, das die Menschen zur Tat veranlasste. Ähnliches lässt sich zum Beispiel im März 1942 beobachten, als in nur zwei Tagen 28 Personen nach Suizidversuchen aufgenommen werden mussten, genauer: am 27. und 28. März – letzterer war der Abfahrtstag des „Osttransportes Nr. XI“ nach Piaski.

2.4.4 Die Wahl des Mittels: Veronal – ein „sanfter Tod“?

Neben den Zusammenhängen zwischen Deportationen und Suizidhäufungen sollte auch die Frage, auf welche Weise die Verfolgten ihr Leben beendeten, nicht vernachlässigt werden.

Norfried Opitz hatte in den 1990er Jahren, wie bereits erwähnt, die Sterbebücher des Jüdischen Krankenhauses ausgewertet – auch mit Blick auf die Todesursachen. Demnach kam es ab 1941 zu einem steilen Anstieg bei den Vergiftungen. Gab es im Jahr 1940 noch 19 Vergiftungen mit Todesfolge, so stiegen diese 1941 auf 115 und 1942 auf 416 Fälle an.²¹⁹ Auch die Berliner Polizeistatistik liefert hierzu Erkenntnisse, da sie bei den Suiziden die einzelnen Tötungsarten mit berichtet. Drei Kategorien der Polizei deckten dabei den Großteil aller Fälle ab: 1. Erhängen und Erdrosseln, 2. Leuchtgasvergiftung und 3. Andere Arten der Vergiftung. Im Vergleich zur „nichtjüdischen“ Bevölkerung Berlins zeigen sich einmal mehr große Unterschiede: Bei den Verfolgten entfielen ca. 90 % der Suizide auf Vergiftungen. Andere Methoden, insbesondere Gewaltanwendungen gegen den eigenen Körper, nahmen hingegen nur eine marginale Rolle ein (Abb. 5).²²⁰

Abb. 5: Verteilung der häufigsten Selbsttötungsarten, 3. Quartal 1942 (eigene Darstellung; Grundlage: Berliner Polizeistatistik, LAB, A Pr Br Tit 198B Rep 030-03, Nr. 1624.

²¹⁹ Vgl. Opitz, Untersuchung über die Todesursachen, S. 95.

²²⁰ Die Inhalte dieses Abschnitts zu den Zahlen von Opitz und der Polizeistatistik wurden bereits in Ohnhäuser, Verfolgung, Suizid und jüdische Ärzte auf S. 288 präsentiert.

Es zeigt sich hier, dass die spezifische Verfolgungssituation, die zu den erzwungenen Suiziden führte, auch spezifische Tötungsarten mit sich brachte. Die Verfolgten waren zum Zeitpunkt der Tat mehrheitlich vorbereitet und verfügten über die entsprechenden Mittel. Wie aber waren sie an diese gelangt?

Aus den Erfahrungsberichten gehen wie zuvor gezeigt häufig Vergiftungsabsichten hervor, das Schlafmittel Veronal wird mit Abstand am häufigsten erwähnt. Wie kam es dazu? Und welche Implikationen bringt die Wahl des Mittels mit sich – für die Verfolgten in der Notsituation wie auch für den heutigen Blick auf das Geschehen?

Der vielfach geäußerte Wunsch nach einem „Einschlafen“ – und somit einer möglichst gewaltfreien Durchführung der Tat – konnte oftmals durch die Überdosierung von Schlafmitteln erreicht werden. Martin Riesenburger wählte nach dem Krieg die Bezeichnung „Schlafmittel für die Ewigkeit“.²²¹ Über die Zeit der Verfolgung bildete sich ein Präparat heraus, das zum Mittel der Wahl wurde: das Barbiturat Veronal. Veronal war von der Firma Merck als das erste Schlafmittel 1903 auf den Markt gebracht worden. Aufgrund seiner Gefährlichkeit bei Überdosierung wurde es ab 1908 rezeptpflichtig, blieb aber dennoch über die Jahre für Merck und Bayer ein Verkaufsschlager. Die Produktion wurde in den 1960er Jahren eingestellt, weil in der Zwischenzeit neuartige und „ungefährlicher“ Schlafmittel entwickelt worden waren.²²² Neben der verhältnismäßig sanften Methode für die Option der Selbsttötung, war es die beruhigende Wirkung, die alleine von dem Besitz eines Mittels ausging, über dessen Einsatz man sodann selbstbestimmt entscheiden konnte. Ursula Simson meinte hierzu: „Der Gedanke war furchtbar, dass man im Falle des Falles allem ausgeliefert war. Fast jeder, den wir kannten, setzte alles daran, sich Veronal zu verschaffen.“²²³

So hatte die Beschaffung von Veronal oder vergleichbaren Substanzen oberste Priorität. Sie ist folglich von Ursula Simson als „der erste Akt des Selbstmords“ bezeichnet worden.²²⁴ Im Zusammenspiel mit dem für Juden mit der Zeit erschweren Zugang zu Medikamenten war hierfür ein eigener Schwarzmarkt entstanden.²²⁵

221 Riesenburger, Martin, *Das Licht verlöschte nicht. Ein Zeugnis aus der Nacht des Faschismus*, herausgegeben und mit Beiträgen zur Erinnerung an ein Berliner Rabbinerleben von Andreas Nachama und Hermann Simon, Teetz 2003, S. 75.

222 Vgl. Anders, Ruth, *Veronal. Geschichte eines Schlafmittels*, in: *Pharmazeutische Zeitung* 47 (2003).

223 Ursula Simson, zit. nach Bendt, *Der Lebensweg von Ursula Simson*, S. 327.

224 Ursula Simson, zit. nach ebd.

225 Vera Bendt zufolge durften auch „Krankenbehandler“ Veronal weder zuteilen noch verschreiben. Dies wird so nicht bei Rebecca Schwoch bestätigt, wohl aber wurden die Verordnungen reglementiert und kontrolliert. Siehe dazu auch Kapitel II. 3.2 und Schwoch, *Krankenbehandler*, S. 150.

Edith Dietz schildert hierzu in ihren Erinnerungen einen Apothekenbesuch in Berlin. Sie hatte Schlafmittel für ihre Tante auf Rezept besorgen sollen und mit dem Stern gekennzeichnet die Apotheke betreten:

Der Apotheker fragte, ob mir 10 Tabletten genügten, ich könnte auch mehr haben. Ich wunderte mich über dieses Angebot, denn ich wußte, daß alle pharmazeutischen Produkte sehr knapp waren. „Sie können eine Packung von 100 oder 250 Stück bekommen“, sagte er. Vielleicht wußte er von den Judenverfolgungen und glaubte, ich wollte mich vergiften. Ich entschied mich für die 250er-Packung. Geld spielte schon damals keine große Rolle mehr.²²⁶

Weiter schildert sie, dass Sie die Tabletten an Interessenten verteilte und in diesem Zusammenhang auch von einem ihr unbekanntem Mann aufgesucht wurde, der um Hilfe bat. Offensichtlich hatte sich schnell herumgesprochen, dass sie über eine größere Menge an Tabletten verfügte.

Auch Ilse Rewald erwähnte indirekt das große Interesse an Veronal: „Eine Kollegin in der Fabrik erzählt mir, daß sie ihren echten Teppich für 1000 Mark verkaufen konnte. Sie ist darüber so froh, weil sie sich für den Erlös Veronal beschafft hat.“²²⁷ Wie viel der 1.000 Reichsmark die erwähnte Kollegin tatsächlich für die Dosis Veronal aufwenden musste, geht hieraus zwar nicht hervor. Doch auch an anderen Stellen ist von solchen Summen die Rede, so zum Beispiel in einem Erfahrungsbericht aus dem Jahr 1942. Der Artikel zitiert aus einem Brief eines jüdischen Ehepaares, dem im Frühjahr 1942 die Flucht aus Berlin in die Schweiz gelungen war: „Zahllose Juden haben diesem entsetzlichen Leben ein Ende gemacht. Die Schrecklichkeit der Situation wird euch klar, wenn ihr erfahrt, dass man für eine Rolle Veronal tausend Mark bezahlt.“²²⁸ Das durchschnittliche Jahreseinkommen lag 1942 bei etwa 2.300 Reichsmark.²²⁹ Veronal-Tabletten wurden zudem oft einzeln verkauft und viele Menschen sahen sich gezwungen, über die Zeit einen gewissen Vorrat anzulegen, um eine letale Dosis sicherstellen zu können. Kwiet und Eschwege zitieren die Überlebende Camilla Neumann, die von ihren Vorbereitungen berichtete: „16 Tabletten hatte ich schon, damit konnte man aber noch nichts beginnen, [...]. Veronal war damals ein begehrter Artikel, die Juden gaben 1000 RM für 30 Tabletten.“²³⁰

226 Dietz, Den Nazis entronnen, S. 42.

227 Rewald, Berliner, die uns halfen, S. 4.

228 Anonym, Geglückte Flucht aus dem Reich: 200 Mark für einen Judenstern. 1000 Mark für eine Dosis Veronal, in: Aufbau 8 (1942), 31 vom 31.7.1942, S. 1 und S. 5–6. Den Recherchen Winfried Meyers zufolge handelte es sich bei dem Ehepaar um Curt und Hilda Schueler. Vgl. Meyer, Winfried, Sechs Minuten, in: Der Freitag, Nr. 29 vom 19. Juli 2012, S. 1.

229 Vgl. SGB IV, Anlage 1, Durchschnittsentgelt in Euro/DM/RM (fortlaufend ab 1891), https://www.gesetze-im-internet.de/sgb_6/anlage_1.html [21.04.2023].

230 Zit. nach Kwiet und Eschwege, Selbstbehauptung und Widerstand, S. 214.

Wie Ursula Simson berichtet, sei Juden das Mittel teils offen auf der Straße von Fremden angeboten worden, die die Situation der mit dem Stern gezeichneten Verfolgten unter der Chiffre, ob sie „Medikamente“ benötigten, „schamlos ausgenutzt haben. Es wurden Wucherpreise verlangt. Und man musste genau wissen, ob derjenige, von dem man es bekam, zuverlässig war. Denunziert zu werden, war an der Tagesordnung.“²³¹ Simson hingegen hatte eine Bezugsquelle, der sie vertraute und von der sie das Veronal ohne Aufschlag erhielt. Dort habe sie sich drei Mal die notwendige Dosis beschaffen und davon zwei weitergeben können.²³²

Daher ist zu vermuten, dass weniger die absolute Knappheit des gewöhnlichen und bis dahin weit verbreiteten Schlafmittels die aufgerufenen Preise bestimmte, sondern vielmehr erst die existentiellen Nöte und nackte Angst der Verfolgten solche Summen ermöglichten.

Trotz einzelner Berichte wie dieser ist über den Komplex der Beschaffung und Verteilung des Veronals bis heute wenig bekannt. Es ist jedoch auch bei diesem Thema von einer großen Bandbreite der externen Unterstützungsleistungen auszugehen – von selbstlosen Hilfestellungen, die mit großen Risiken verbunden waren, bis zur Bereicherung an der Notlage der Verfolgten als Motivation.

Zudem ist es einmal mehr die Situation in Berlin, aus der das Thema wie unter einem Brennglas hervorgeht. In welchem Ausmaß sich die Beschaffung von Veronal und der Schwarzmarkt auch auf andere deutsche Städte oder gar die Provinz übertragen lassen, bleibt unsicher. Aber: sowohl der Wunsch, an Veronal oder ähnliche Mittel zu gelangen wie auch das damit verbundene Beruhigungspotential, gehen aus vielen Erfahrungsberichten von Betroffenen auch außerhalb Berlins hervor. Ganz anders stellte sich die Lage für die Verfolgten in anderen Ländern dar, zum Beispiel in den besetzten Gebieten im Osten, wie unter anderem Raul Hilberg beschrieb:

Unter den polnischen Juden gab es keine derartige Selbstmordwelle. [...] Außerdem kamen sie kaum an Barbiturate und andere geeignete Gifte heran. Daher mußten ihre Selbstmordmethoden gewaltsamer sein. Sie sprangen aus dem vierten oder auch nur zweiten Stock. Sie liefen zur Mauer oder zum Zaun eines Gettos in der Hoffnung, von einem Wächter erschossen zu werden; manchmal blieb der Schuß aus.²³³

231 Ursula Simson, zit. nach Bendt, *Der Lebensweg von Ursula Simson*, S. 328.

232 Es handelte sich um einen Buchladen, den Namen des Besitzers wollte Ursula Simson auch Jahrzehnte später nicht preisgeben. Nach Recherchen von Vera Bendt und Jochem-Dieter Oesterreich handelte es sich wahrscheinlich um den Buchhändler Hugo Schildberger in Moabit. Vgl. ebd., S. 328.

233 Hilberg, *Raul, Täter, Opfer, Zuschauer. Die Vernichtung der Juden 1933–1945*, Frankfurt/M. 1992, S. 191.

Hier zeigt sich einmal mehr die Bedeutung des situativen Kontexts, wie zuvor in Teil II dargelegt – und warum Vergleiche über diesen Kontext hinaus an Grenzen stoßen müssen. So oder so: die Verfügbarkeit geeigneter Suizidmittel – im hier beschriebenen Fall der Barbiturate – sollte bei der Gesamtbetrachtung nicht vernachlässigt werden. Auch in Berlin hat es gewaltsame Suizide von Verfolgten wie verzweifelte Fensterstürze gegeben, zum Beispiel im Rahmen der überraschenden Abholungen durch die Brunner-Leute oder in den Sammelstellen. Für all diejenigen aber, denen es gelungen war, sich im Zeitraum der Deportationen eine ausreichende Dosis an Veronal zu verschaffen, eröffnete sich damit die Option eines weniger gewaltsamen und vermeintlich „sanften“ Auswegs.

2.5 Zusammenfassung

Nach einem schlaglichtartigen Blick auf Verfolgungssuizide aus der dominant-sozialen (1933–1937) und dominant-physischen Bedrohung (1938–1941), die oftmals in Verbindung mit neuen Repressalien, beruflicher wie sozialer Ausgrenzung sowie Gewalterfahrungen standen, wurde die Phase der existentiellen Bedrohung für die Jahre 1941 und 1942 eingehender analysiert.

Die vertiefende Betrachtung der über verschiedene Quellenzugänge überlieferten Zahlen zu den Selbsttötungen ermöglicht die Gewissheit und genauere Rekonstruktion des direkten Zusammenhangs zwischen Deportation und Suizid. Mit dem Beginn der Deportationen schoss die Zahl der Suizidversuche in die Höhe – damit wurde diese Option der Verweigerung zum beinahe alltäglichen Massenphänomen, zu einer „Selbstmordepidemie“ nach Kwiet und Eschwege. Der Fokus auf das „Höllenjahr“ 1942 (Ursula Simson) legt die Schwankungen der Suizidzahlen je nach Monat und Durchführung der Deportationen offen. Sowohl aus der amtlichen Polizeistatistik für Berlin als auch aus dem Aufnahmebuch des Jüdischen Krankenhauses gehen die einzigen beiden Monate ohne Deportationen im Jahr 1942 (Februar und Mai) zugleich als die Monate mit den wenigsten Verfolgungssuiziden hervor. Die in diesen beiden Monaten registrierten Suizide beziehungsweise Krankenhausaufnahmen nach Suizidversuch umfassen zusammen lediglich 5 % der Gesamtfälle des Jahres 1942. Der Monat August, in dem die meisten Menschen deportiert wurden, zeigt hingegen in beiden Aufstellungen zugleich auch den Höchstwert an Suiziden. Etwa 20 % aller Verfolgungssuizide des Jahres 1942 entfallen allein auf diese vier Wochen. Das Aufnahmebuch des Jüdischen Krankenhauses ermöglicht durch die Besonderheit der tagesgenauen Dokumentation der Einlieferungen zusätzlich einen unmittelbaren Blick auf das Phänomen der Selbsttötungen. Hierdurch lassen sich die Häufungen der Suizidfälle rund um die Deportationstage klar belegen.

Und nicht zuletzt zeigt sich das ganze Ausmaß dieser Reaktionen auf die drohende Deportation im enormen Anteil der Verfolgungssuizide an den Gesamt-Suizidzahlen für Berlin. So wurden im August 1942 weit mehr als die Hälfte aller in Berlin registrierten Suizide (59 %) von Jüdinnen und Juden verübt – die zu diesem Zeitpunkt nur noch einen marginalen Anteil an der Gesamtbevölkerung (um 1 %) ausmachten.

Aus den Schilderungen der Zeitzeugen geht neben der Alltäglichkeit des Themas rund um die Deportationen noch etwas anderes immer wieder hervor: die Notwendigkeit einer guten Vorbereitung aller Schritte vor einer potentiellen Selbsttötung. Nach den Worten der Überlebenden Ursula Simson bestand „der erste Akt des Selbstmords“ darin, sich die erforderlichen Substanzen zu beschaffen, um im Moment der Entscheidung handeln zu können. Die Beschaffung zu exorbitanten Preisen in dieser Phase der Verfolgung hat Raul Hilberg als die „letzte Investition“ bezeichnet.²³⁴ Auch hierin zeigt sich ein besonderes Charakteristikum der Verfolgungssuizide: Sie wurden zum weit überwiegenden Teil mit Schlafmitteln durchgeführt und stehen damit sinnbildlich sowohl für den Wunsch „einfach einzuschlafen“ als auch für das Widerstreben, Gewalt gegen den eigenen Körper anzuwenden. Dem Barbiturat Veronal kam hierbei eine besondere Bedeutung zu, für das ein eigener Schwarzmarkt existierte. Viele der Verfolgten berichteten zudem von der beruhigenden Wirkung, die alleine der Besitz eines potentiell tödlichen Mittels wie Veronal mit sich brachte. Das eigene Verfügen über die Mittel war somit kein rein technischer Aspekt im Hinblick auf die spätere Durchführung – es ist vielmehr eng verknüpft mit der Frage nach den letzten Räumen selbstbestimmten Handelns in der existentiellen Verfolgungssituation. Es zeigt sich, dass eine frühzeitige oder gar unumstößliche Entscheidung für den Suizid nicht getroffen werden musste, sondern unabhängig davon die Beschaffung tödlicher Präparate im Vordergrund stand – im Sinne einer Aufrechterhaltung individueller Handlungsoptionen.

Hierfür und für weitere Schritte waren Helferinnen und Helfer notwendig. Zu solchen avancierten alleine schon berufsbedingt viele Ärztinnen und Ärzte, wie im Folgekapitel gezeigt werden soll. Sie waren oftmals auf mehreren Ebenen involviert: als betroffene Verfolgte, als vertrauliche Ansprechpartner im Vorfeld sowie als behandelnde Ärzte nach gescheiterten Suizidversuchen.

234 Hilberg, Täter, Opfer, Zuschauer, S. 191.